

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 13 (1882)

Artikel: IFriedrich Frey-Herose, Bundesrath : aus der handschriftlichen hinterlassenen Autobiographie
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-24595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Friedrich Frey-Herose,

Bundesrath.

Aus der handschriftlich hinterlassenen Autobiographie.

I n h a l t.

	Seite
Vorbericht	XIX
1. Letztwilliges	1
2. Aus der Stammtafel der Familie Frey	3
3. Früheste Jugendzeit	16
4. Die Schuljahre von 1811—1822	21
5. Vom Eintritt ins praktische Leben bis Ende 1837	28
6. Begebenheiten von 1838 an. Freiämter Insurrection. Klösterauf- hebung	33
7. Jesuitenberufung. Freischaarenzüge. Sonderbundskrieg. Eid- genössische Bundesregierung	73



Vorbericht.

Bundesrath Friedrich Frey-Herose, geb. 1801 zu Lindau, von dort mit den Eltern übergesiedelt nach Aarau seit 1810, starb am 22. September 1873 zu Bern, 72 Jahre alt. Einer seiner letztgeäußerten Wünsche war, der entfernt wohnende, alt erprobte Freund und Amtsbruder Augustin Keller möge ihm das Geleite zum Grabe geben. Dieser Wunsch ist mit getreuem Herzen und einer weihevollen Gedächtnißrede erfüllt worden. Frey-Herose war im Jahr 1866 aus dem Bundesrath und ein Jahr vor seinem Tode auch aus dem Nationalrath getreten, nachdem ihn seine staatsmännische und militärische Laufbahn zu den höchsten im Freistaate erreichbaren Stellungen geführt hatte. Seine wissenschaftliche Bildung war ungemein vielseitig, seine Thätigkeit rastlos, sein Arbeitsvermögen unerschöpflich, seine Charaktereigenschaften waren seiner geistigen Kraft ebenbürtig. Trotz frühzeitiger Seelenleiden, erschütternder Parteikämpfe und der spätern Last des Alters, blieb ihm bis zum Ende jene Ruhe und Heiterkeit des Geistes bewahrt, welche aus dem Bewußtsein gewissenhafter Pflichterfüllung entspringt.

Hier folgen nur die Hauptzüge seines Lebensganges; denn seine mit den Schicksalen des Vaterlandes so eng verflochtene und so weit greifend gewesene Lebensthätigkeit erzählen wollen, hieße die jüngstvergangene Geschichte der Schweiz schreiben.

Nach mehrjährigen Fachstudien und größeren Berufsreisen zurückgekehrt in die Heimat, hatte der noch sehr junge Mann unverweilt die technische Direction des väterlichen Fabrikgeschäftes zu übernehmen, welches in zwei weit von einander entfernten Etablissements, zu Aarau und zu badisch Waldshut, betrieben wurde. Und so vielvermögend war damals schon sein praktisches

Talent, daß er hiebei immer noch so viel Zeit zu erübrigen wußte, um auch nach außenhin, bei der naturforschenden Gesellschaft und am städtischen Unterrichtswesen, lebhaft mitzuwirken. Er trat der Verwaltung der Kantonschule bei und bekleidete sogar an dieser das eben durch Todfall erledigte naturwissenschaftliche Lehramt freiwillig und unentgeltlich auf so lange, bis der gewünschte neue Fachmann hiefür gewonnen war. Als dann das bisherige Stadtgymnasium mit der neu gegründeten Gewerbschule vereinigt und zur obersten Lehranstalt des Landes erhoben wurde, 1835/36, machte vorzugsweise er hiebei sein organisatorisches Talent wohlthätig geltend, und hielt zwei Jahre später, in einer die aargauische Verfassungsänderung vorberathenden Commission, über die Umgestaltung des gesammten kantonalen Schulwesens eine Rede, deren vorausblickende Ideen mit Recht großes Aufsehen erregten. Im Jahr 1843 war er Präsident der Kantonschul-Pflegschaft und des Kantonschulrathes, und sah sich durch diese Doppelstellung gegen sein Erwarten in heftige und anhaltende Conflictte verwickelt; wie er sich aber bei diesen behauptet hat, dies bleibt ein weiteres unanfechtbares Zeugniß seiner unwandelbaren Rechtschaffenheit. Damals nämlich hatten die theologisch-politischen Streitigkeiten über Kirche und Schule mit großer Lebhaftigkeit in den deutschen Culturländern frisch begonnen, und durchliefen nun mit der Raschheit und Wildheit von Epidemieen auch die Kantone. Frey selbst, der in seiner protestantischen Gottesgläubigkeit Trost suchte und fand gegenüber frühen und tiefen Familienbetrübnissen, war den damals auftauchenden Neuerungen in Philosophie und Theologie grundsätzlich abgeneigt, schon darum, weil er sah, daß der Kampf der deutschen Facultäts-Gelehrten zu einem ganz endlosen Confessions- und Schulgezänke in der politisch aufgeregten Schweiz auszuarten drohte. Dies veranlaßte ihn jedoch keineswegs zu den Gegnern der Lehrfreiheit überzutreten, oder kirchlich beargwöhnte Professoren mitbefehlen zu helfen. Er that vielmehr das gerade Gegentheil. Denn wo ihm, so lange er das kantonale Schulpräsidium führte, ein zelotischer Ankläger eines Lehrers oder Lehrfaches ins Garn gieng, ließ er ihn nicht heil aus den Maschen

schlüpfen, ja er machte schließlich sogar gegen den gesamten als Corporation anrückenden Klerus Front. Die Rechtgläubigkeit gieng ihm nicht über die Gerechtigkeit, die dogmatische Unfehlbarkeit nicht über die Geistesfreiheit. Wer am Licht spart, hörte man ihn sagen, spürt's an den Augen. Auch hievon handeln einige Stellen der nachfolgenden Autobiographie, und ebenso ist dorten, wenn auch nur in einem bescheidenen Nebenher, zu ersehen, wie Frey aus treuer Liebe zur Vaterstadt und Heimat fortfuhr, die Kantonschule mit reichlichen Geschenken zu begaben, worunter namentlich seine große ornithologische Sammlung zählt.

Frey war von Figur mittelgroß und schlank, in Haltung und Bewegung kündete sich der gewandte Turner, Fechter und Reiter an. Das braune schlichte Haupthaar hielt er kurz, das Gesicht glatt, bis auf ein schwächtiges Backenbärtchen. Das helle Auge, umsuchend, die Dinge nah anblickend, verrieth den analysirenden Mikrochemiker, Entomologen und Botaniker. Stets trug er ein Taschenperspectiv mit sich. Ein eigenthümlicher Reiz lag über die feingefärbte, fast zarte Wange herab, ein Ausdruck von Seelengüte und Seelenvornehmheit. Porträtirt, wenn auch allzu jugendlich, ist er in der Leipziger Illustirten Zeitung 1860, 28. April. Seine Stimme klang sonor und anheiternd. Sein Wort, rund und treffend, blieb immer und überall durch den innern Anstand beherrscht; ob er in politisch scharfen Discussionen mitstritt; oder in Armeebefehlen dictirte; oder erudite Präsidialreden abhielt und humoristische Toaste ausbrachte bei den Festen der Naturforscher, deren Vorstand er zweimal (1829—1835 und 1840—1851) gewesen war. Vgl. Festschrift der aargauischen naturforschenden Gesellschaft, S. 4. — Wer hätte in dieser feinen, gewinnenden, leutseligen Erscheinung es voraus erkannt, daß hier das behelmte Haupt und die schneidige Waffe gegeben sei zur Beendung der politischen Sturm- und Drangperiode des Aargau, ja zur Regenerirung des Gesamtvaterlandes. Zweimal focht sein Degen siegreich gegen den Partikularstaat des Ultramontanismus, im Freiämter Aufruhr und im Sonderbundskriege; in jenem die Einheit des Kantons, in diesem die der ganzen Schweiz herstellend.

Und nachdem dies gelungen, half er als Menschenfreund und Staatsmann, großherzig und weise, die Wunden wieder heilen, die er als Feldhauptmann hatte schlagen müssen.

Zum Soldaten war er wie vorgeboren. Schon als Knabe, da er noch zu klein war, um unter die Schüler-Cadetten eingereiht zu werden, wurde er durch einen Feldweibel privatim einexerziert, und nachdem er jenem Corps wirklich beigetreten war, konnte er es nach vier Jahren als dessen Oberst verlassen. Daß im Kinderspiele oft ein hoher Sinn liege, dieses bekannte Dichterwort, hat sich dann nachmals bei Frey wirklich erwahrt. Denn nachdem die Dreißiger Jahre sein militärisches Talent gezeitigt hatten, begann für ihn ein ungewöhnlich rasches Dienst-Avancement. Er wird 1832 Major im Generalstab, zwei Jahre nachher Oberstlieutenant und schon 1839 hatte er den höchsten Militärgrad eines eidgenössischen Obersten erreicht. Während dieser Periode präsiidierte er 1837 das aargauische Kriegsgericht, 1846 die aargauische Militärcommission; 1841 ist er Obercommandant bei der Occupation des Freiamtes, 1847 im Sonderbundskriege Generalstabs-Chef und Adlatus des General Dufour. Auch noch als Mitglied des Bundesrathes hatte er anfänglich dem Militärdepartement vorgestanden.

Es gehört wohl mit zu jenen absonderlichen Grillen, die uns in den Äußerungen vielseitig angelegter Männer zuweilen überraschen, daß Frey, neben seiner treuen Ergebenheit in die göttlichen Rathschlüsse, sich manchmal auf ein zwingendes Fatum antiker Art berief, auf ein Verhängniß, durch dessen eiserne Consequenz die handelnde Person an ihr mechanisches Werkzeug, der Krieger an seine blinde Waffe gebunden bleibt. Und gleichwie dann der Mythos von solcherlei fatalistisch gefeierten Waffen erzählt, wornach nicht der Pfeilschütze Philoktet selber, sondern vielmehr Philoktets Pfeil das alleinige Mittel zu Troja's Eroberung war, so nannte auch Frey seinen Degen seinen Talisman und wiederholte, seit ihm dieser in einer Feuersbrunst zu Grund gegangen war, halb scherzend, halb bitter, das Glück sei von ihm gewichen, seine politische Rolle sei zu Ende.

Allein wie über Erwarten treu gerade ihm das Glück blieb, dies ist aus der langen Reihe und Dauer der ihm übertragenen Staatsämter zu ersehen. Schon seit 1838 ist er aargauischer Regierungsrath, und wird dabei dreimal Landammann (Ao. 38, 42, 45), dreimal Landesstatthalter (Ao. 39, 41, 46), dreimal Tagsetzungsgesandter (Ao. 45, 46, 47); und während er vom Jahr 48 bis Ende 66 ununterbrochen Mitglied des Bundesrathes gewesen war, hatten ihn die Räthe ebenfalls zweimal (Ao. 54 und 60) zum Bundespräsidenten erkoren.

Bezüglich seiner Thätigkeit in staatswirthschaftlichen und Verwaltungsfragen ist es bezeichnend, ihn schon im Jahr 34 bei einer Expertencommission zur Abgleichung des neuen Maßes und Gewichtes thätig zu sehen; Ao. 38 präsidierte er eine schweizerische Münzconferenz; Ao. 45 ist er Commissionsmitglied zur Beschaffung von Lebensmitteln während der damaligen Mißernte und Theuerung. Ein Jahr später wirkt er bei der Zollconferenz zu Bern, und bei Errichtung der Kantonalbank zu Aarau mit; er geht als Deputirter sowohl nach Zürich an die Direction der Nordostbahn, wie auch nach Basel wegen streitiger Führung der dortigen Bahnlinie. Als er dann im Bundesrathe dem Handels- und Zolldepartement vorstand, gelang es ihm während einer achtzehnjährigen Amtsdauer die wichtigsten Handelsverträge und Tarife mit einer Reihe von Staaten zu negoziiren und durchzuführen.

So hat er auf umfangreichen und verschiedenartigen Gebieten vieles von dem, was seine Zeitgenossen mit Sehnsucht vorausgeföhlt und erhofft hatten, in der That verwirklicht und zur Dauer gebracht. Als man zweien vaterländischen Vorkämpfern, die für Volksbildung und Volksbefreiung heroisch das Leben eingesetzt hatten, endlich ihr öffentliches Denkmal errichtete, half Frey beide Monumente mit einweihen: dasjenige Heinrich Pestalozzi's am Birrfeld, und dasjenige Cäsar Laharpe's am Genfersee. Jenes Denkmal, das er sich selbst gestiftet hat, ist die mit seinem Ehrennamen geschichtlich verknüpft bleibende Regeneration der Eidgenossenschaft, die Gründung des neuen Schweizerbundes.

Das Original-Manuscript zur nachfolgenden Autobiographie hat der Sohn des Verewigten, Herr Emil Frey-Gessner, Conservator des naturhistorischen Museums zu Genf, der Zeitschrift der aargauischen Historischen Gesellschaft zur Publikation anvertraut. Für diesen mannhaften Entschluß, ein theures Familiengut in fremde Hand zu legen und an die Öffentlichkeit hinzugeben, widmen wir unserm gelehrten Aargauer folgenden Denkspruch Lessings (Bd. 9, 250): „Gesegnet sey das Andenken aller der Männer, die der bessern und schicklichen Erhaltung alter Schriften das Recht ihres Eigenthums aufopfern!“

Bekanntlich sind nun solcherlei stille Tages- und Jahreshefte eines auf sich selbst gerichteten Beobachters weder ursprünglich für das Publikum geschrieben, noch in ihrer Ursprünglichkeit für dasselbe verständlich und genießbar; um letzteres zu werden, müssen sie erst mancherlei Abänderungen in ihrem Gesamt-Inhalte und in ihrem textuellen Zusammenhange erleiden. Der mit diesem Geschäfte der Umformung beauftragt gewesene Redactor erklärt darum mit zuvorkommender Aufrichtigkeit, wie er sich hiebei zu seinem Autor verhalten und die Echtheit des Originals gewahrt hat.

Zuerst vom Manuscript selbst. Dasselbe ist chronologisch in zwei Hälften getheilt und nimmt mit seinem enggeschriebenen, fast ununterbrochen dahinlaufenden Text 288 Quartseiten ein. Die Schrift ist frei von Tilgungen und Correcturen, durchaus soldatisch propre gehalten. Die erste Hälfte ist engzeilig und zierlichklein geschrieben, die zweite weitlinig und in großzackigen Buchstaben, also auf die schon zunehmende Augenschwäche des Alternden deutend. Nachträgliche Randnotizen mit abgeblaßter Tinte geben Zeugniß ihrer Entstehung in verschiedenen Zeiten und Wohnorten. Intimere Rücksichten vermochten uns, nachfolgende Particularitäten unbenutzt im Manuscripte ruhen zu lassen: des Verfassers Selbstbekenntnisse; die monologischen Vor- und Rückblicke über Ehe, Hausstand und Berufsgeschäft; Äußerungen persönlicher Neigung und Abneigung; kleine Porträtzeichnungen nun längst verschollener Rivalen und Collegen; ephemere Beschreibungen mehrfacher in die Alpen und an den Nieder-

rhein gemachter Reisen; wiederkehrende Angaben aller im Laufe des Etatsjahres persönlich erledigten Regierungsgeschäfte. Daß durch Weglassung solcher oft weitgedehnter Materien fühlbare Erzählungslücken entstehen und dann durch Text-Combination wieder ausgeglichen werden mußten, ist selbstverständlich. So viel über Minderung und Kürzung des Textes. Nun noch zum Schlusse über dessen Erweiterung ein nothwendiges Wort.

Der mitten im Drange des Ereignisses und der Action Stehende notirt sich die jeweilen maßgebenden Dinge und Personen oft nur mit einem politischen Stichworte. Für den Moment mag eine solche Erzählungs-Abbreviatur allgemein verständlich lauten, bleibt sie aber nach der Hand anderer Dringlichkeiten halber unaufgeklärt, so wird sie räthselhaft. Hier hatte der Herausgeber einzutreten in die Fußstapfen seines Autors, dessen informirter Zeitgenosse er gewesen war. Und hiermit werden die geschichtlichen Aufklärungen gerechtfertigt sein, die wir in einer Reihe von Textnoten beigesteuert haben. Sie sind nicht Producte unserer persönlichen Anschauung oder Meinung, sondern wortgetreue Auszüge aus amtlichen, mit unserm Manuscripte gleichzeitigen Quellen. Die nach Inhalt und Umfang bedeutenderen darunter sind folgende:

Rechenschaftsberichte des Regierungsrathes über die Staatsverwaltung des Kantons Aargau, erstattet an den Großen Rath. — Hierunter dienten diejenigen Jahrgänge, in denen Frey-Herose seine verschiedenen Directionsberichte als jeweiliger Chef des Militär-, Polizei-, Finanz- und Erziehungsdepartements des Ausführlichen vorgelegt hat.

Amtsblatt des Kantons Aargau. Dasselbe enthält die während der Freiämter-Unruhen und des Sonderbundskrieges gegen die Aufrührer und die renitenten Milizen vom aargauischen Obergerichte und vom Kriegsgerichte ausgefallten Kriminalurtheile.

Denkschriften der aargauischen Regierung, gerichtet theils an die Tagsatzung in Betreff der Klösteraufhebung, theils an die Diöcesanmitstände des Bisthums Basel, bezüglich der kirchlichen Wirren. (Sämmtlich von Augustin Keller verfaßt).

Aufzeichnungen aus den Jahren 30—44, von Kantonsarchivar Franz X. Bronner, niedergelegt in der Registratur, zugleich bearbeitet 1) in dessen handschriftlich hinterlassener Chronik des Aargau's (8 Bde.), und 2) in ebendesselben zweibändigem Druckwerke: Der Kanton Aargau, historisch, geographisch und statistisch, 1844.

Zur Ausbeutung eines so reichen und so voluminösen Materials waren uns leider nur wenige Wochen gegönnt, und gleichzeitig mußte Frey's Originalmanuscript umgeschrieben und in Druck gegeben werden. Etwaige sachliche Verstöße, falls solche wirklich begegnen sollten, mögen daher durch die knapp zugemessene Zeit billig Entschuldigung finden.

Aarau, 3. Dezember 82, als am Tage Augustins.

Die Redaction

der historischen Zeitschrift Argovia.

Letztwilliges.

— — Gehören auch einzelne Episoden meines Lebens bereits der Geschichte an, sofern dieselben nicht ohne Einfluß auf unser theures Vaterland geblieben sind, so sind dies doch immerhin solche, welche nicht sowohl durch meine Anregung, sondern vielmehr durch die allgemeinen Umstände herbeigeführt waren. Wenn mich dabei das Schicksal einigemale auf die Bewegungslinie gestellt hatte, z. B. bei der Freiamter Insurrection, die mit der Klösteraufhebung endigte, beim Sonderbundskriege, bei der Bundesrevision, so mußte ich mich dabei als ein von den Ereignissen willig befundenes und darum gebrauchtes Werkzeug betrachten, und was durch mein persönliches Zuthun hierauf geschah, konnte aus keiner andern Quelle kommen, als aus dem Pflichtgeföhle des gehorsamenden Soldaten und des einfachen Republikaners. Was ich dabei wurde, das bin ich allerdings größtentheils durch den Degen geworden. Nachdem aber schließlich auch dieser in der Feuersbrunst, die meines Sohnes Wohnung verzehrte, mit zu Grunde gegangen war, da sagte mir ein unabtreiblicher Gedanke, es gehe mit meinem öffentlichen Wirken nun ebenfalls zu Ende. So ist es denn auch gekommen; allerdings nicht wie ein Dieb in der Nacht, nicht plötzlich und unvorhergesehen, sondern langsam und nach Maßgabe des natürlichen Laufes der Dinge. Gleichwohl aber hat jenes Omen mit den Ausschlag gegeben.

Früher einmal, als mein väterlicher Freund Heinrich Zschokke mir äußerte, man solle sich mit zurückgelegtem fünfundfünfzigsten Jahre der Mitwirkung an den öffentlichen Geschäften entschlagen, da theilte ich diese Meinung, die doch aller Prüfung werth ist, noch keineswegs. Hielt doch mein Vater erst mit dem fünfundsechzigsten die Zeit gekommen, in welcher er selbst vom Amte sich zurückzog. Nachdem sodann dieses Alter für mich eintrat, war ich zwar müde, doch nicht entkräftet; allein ein neuer Umschwung war so eben in unserm Vaterlande erfolgt und ich fühlte mich verpflichtet, auf die

mancherlei Stimmen zu hören, die nach jüngeren Kräften riefen. So bin ich nun in meinem 67. Jahre ein Mann ohne Arbeit geworden und genieße, wie mir jüngst ein College im Bundesrathe zutraulich bemerkte, das *otium cum dignitate*. Darum will ich diese mir gewordne Muße zu Aufzeichnungen von Ereignissen aus dem Gange meines Lebens verwenden. Bitteres habe ich erfahren und Freundliches. Ich stand am Abgrund der Verzweiflung und auf der Höhe des Glückes, fand allgemeine Achtung und bittersten Tadel. Aber durch alle Ereignisse zog sichtbar sich die Hand Gottes und lenkte das, was mich schmerzlich niederbeugte, zum Guten. Solcherlei findet sich zwar auch schon in meinen Tagebüchern niedergelegt, die ich frühzeitig zu führen begann; sie enthalten jedoch mehr den Ausdruck individueller Empfindungen und lassen die diese Empfindungen veranlassenden Begebenheiten in einen zu schweigsamen Hintergrund gestellt. Sie waren darum auch nicht für Andere geschrieben, und wenn ich sie nun nicht verbrenne, so wünsche ich doch nicht, daß sie fremden Personen unter die Augen kommen. Nicht solchen stillen Privatbetrachtungen, sondern den öffentlichen Angelegenheiten, den in meiner Lebensperiode geschichtlich gewordenen Ereignissen und Thaten sollen nachfolgende Abschnitte gewidmet sein. Mag, wer sie liest, sich vor Allem überzeugt halten, daß mich keinerlei verborgne Ruhmredigkeit zum Schreiben veranlaßt hat. Es leitete mich vielmehr das doppelte und das doppelt erlaubte Bestreben, dem Wunsche der eignen Kinder nachzukommen und dabei ihnen sowie meinen lieben Landsleuten das Mahnwort zu erneuen: „Lasset nicht in den Staub werfen was eure Ahnen zierte: Rechtlichkeit, Treue, Fleiß, Gottvertrauen, Vaterlandsliebe!“

Aus der Stammtafel der Familie Frey.

In unsrer Familiengeschichte spielen die zwei Namen Frey und Sulzer die Hauptrolle; was ich über die beiden, nicht ohne Mühe, zusammen gebracht habe, will ich hier mittheilen.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts bestand in dem zur Altgrafschaft Baden gehörenden Städtchen Möllingen ein Geschlecht Frey, das sich von andern gleichen Namens durch sein Wappen unterschied: ein auf den Hinterfüßen nach rechts stehendes goldnes Einhorn in grünem Felde. Hans Friedr. Frey daselbst war Zwingli's Lehre beigetreten, und auch die Umgegend an der Reuß, zumal das benachbarte Freiamt, schien sich derselben gleichfalls zuwenden zu wollen. Da aber nebenher die alte Heiligen-Verehrung fortgalt und die einzelnen Landvögte, sowie die mächtigen Abteien papistisch blieben, so traute Frey seiner neuen Confession hier zu Lande weder Dauer noch Frieden zu und wanderte mit seinen beiden Söhnen Johann Rudolf und Rudolf nach Basel aus. Bei seiner Abreise stiftete er in die Möllinger Pfarrkirche sein Wappen in Glas gebrannt, das sich noch dort befindet. Als die Basler für ihren neuen Glauben 1531 mit in die Schlacht bei Kappel ziehen mußten, führte der junge Einsaße Rudolf Frey* ein Fähnlein von 500 Bürgern dorthin mit so glücklichem Erfolge, daß man ein Jahr darauf seiner ganzen Familie das Stadtbürgerrecht schenkte. Da lebt dieselbe noch heute fort, und in einer ununterbrochenen Stammtafel leitet sich ab von jenem Hans Rudolf das eine Geschlecht des dortigen Bürgermeisters und Tagsatzungsgesandten Frey, sowie von dem zweiten Sohne Rudolf das andere des Dr. Emil Frey, der 1832 aus der Stadt ins Landrecht von Baselland übertrat.**

* Wahrscheinlich Namensverwechslung mit dem Zürcherhauptmann Frey, Führers von 4000 M., der 1531 im Gefecht am Gubel fiel.

** Sein gleichnamiger Sohn ist seit 1882 eidgenöss. Gesandter bei der Nordamerikan. Republik.

Beide Zweige führen das vorhin erwähnte Wappen unverändert, mit der Devise: Nil intentatum reliquit virtus.

Schon um Mitte des 16. Jahrhunderts haben sich Söhne oder Enkel jener beiden Basler Neubürger nach Schwaben gewendet, und auf dieser Wanderung hat sich ihr Wappen etwas geändert. Die grüne Grundfarbe des Schildes wurde gelb, das goldne Einhorn schwarz, beides heraldisch wohl viel richtiger. In Folge von Heiraten werden auch die Alliance-Farben der Ehefrau mit ins Frey'sche Familienwappen aufgenommen worden sein, und so wurde dessen untere Hälfte durch eine heraldisch sonst unzulässige Zeichnung ersetzt. Ein rother Schrägbalken theilt nämlich ein zur vordern Hälfte silbernes, zur hintern goldnes Feld. Vielleicht ist indessen der goldne Theil als bloßes Überbleibsel von der obern Wappenhälfte stehen geblieben und die hinzu gekommenen Farben sind nur Silber und Roth. Aus dieser Zeit datirt wohl auch die Helmzier, welche vorwärts roth mit Silber, rückwärts roth mit Gold, den offenen Turnierhelm mit seinem umgehängten Kleinod deckt. Doch habe ich diese Helmzier auch schon in den Farben Schwarz mit Gold gesehen. Die Devise „Edel und stark“ ist neueren Ursprungs. Dieses Wappen habe ich bei andern Namensfamilien Frey nicht vorgefunden, sie führen einen Mond, eine Sonne, oder Sterne, oder irgend eine andre Figur auf verschiedenfarbigem Grund.

Von den nach Schwaben gezogenen Gliedern der Familie ließen sich die einen in Ulm und Augsburg nieder, doch hier ohne Dauer; andere in Schaffhausen, wo das Geschlecht noch jetzt in zahlreichen Gliedern fortlebt; wieder andere in Lindau am Bodensee, wo es urkundlich von 1349 bis ins 19. Jahrhundert fortbestanden hat. Von dieser Lindauer Linie leitet sich unsere eigne Familie her. Zu den Zeiten, da Lindau eine freie Reichsstadt war, zählte die Familie Frey daselbst zu einem der dreizehn Geschlechter des dortigen Stadtpatriziats. Ihre Zunftstube nannte sich deutsch Im Seunfzen, lateinisch Societas patricia lindaviensis. Auf einer im Jahre 1730, bei Anlaß der Jubiläumsfeier der Augsburger Confession, geprägten Medaille, die gleichzeitig zu Ehren Kaisers Karl VI. gelten sollte, weil er die von Karl V. erneuerte Patrizierzunft zu schützen versprochen hatte, sind die 13 Wappen der damaligen Herrengeschlechter angebracht; die einfachsten darunter, also auch wohl heraldisch die ältesten, sind die der Familien Bensperg (1542), Seutter (1491), Funk, Frey und allenfalls noch Miller und Roder.

Das Stammhaus unsrer Familie zu Lindau ist ein kleines, zwei Fenster breites, zweistöckiges Gebäude, mit der Vorderseite nach Süden schauend, an der mitten durch die Stadt führenden Hauptstraße gelegen, das zweite Haus vom Königsbrunnen an gegen Westen. Sein Äußeres und Inneres legt Zeugniß ab von der Genügsamkeit der Alten. Das Erdgeschoß besteht, nebst dem Hausgang, lediglich aus einem schmalen Verkaufslocal, hinter welchem ein hochummauertes Höflein mit einem Magazingebäude liegt. Im ersten Stock ist ein zweifenstriges Wohnzimmer und dahinter auf dem dunkeln Gang die durch ein geringes Fensterschalterchen keineswegs erhellte, sondern nur erdämmerte Küche. Könnte die Finsterniß als Kochholz dienen, so hätte man hier nicht ein einziges Scheit anzukaufen gebraucht. Dann folgt ein langer dunkler Hausflur, verengt durch ein paar an die Wand gestellte, altersschwarze Kästen; er führt an zwei fensterlosen Kümmerchen vorbei auf eine sieben Schritt lange Terrasse, die mit einem Hinterzimmer abschließt. In den zweiten Stock tappte man auf einer mitten im Flur stehenden dunkeln Holztreppe hinauf; hier war nichts als gegen die Straße zu eine kahle Kammer, drüber der Estrich mit dem Gerümpel. Diese Kammer war nachmals uns Kindern zur Schlafstube eingerichtet worden. Da ließ sich in ruhigen Nächten ein wie vom Estrich herabkommendes Geräusch vernehmen, vergleichbar dem anhaltenden Wiegen eines Schaukelpferdes. Fragte man, was dieses sei, so erklärten die Mägde, zwei wilde Thiere hätten oben am Estrich ein großes Wiegmesser hin und her zu drehen. Sollte ich die Ursache heute aufspüren, so würde ich sie vorerst im Picken und Knarren einer Wanduhr suchen, deren Pendel sich durch die anstoßende Scheidemauer des Nachbarhauses hindurch unter gewissen Umständen hörbar macht. Was ein Spukhaus sei und daß unser Wohnhaus in diesem unheimlichen Rufe stehe, wußte ich damals noch nicht; als ich aber gegen fünfzig Jahre später einmal zu Bern mit dem Niederländischen General-Consul Fäsy über meine Herkunft sprach, erklärte er mir, ohne irgend eine Veranlassung meinerseits, daß das Frey'sche Stammhaus in Lindau als Spukhaus allgemein bekannt und verrufen gewesen sei. — So lebte man damals schlicht, eingezogen und enge, wenig reich an irdischen Gütern, wenn auch innerhalb eines gewissen Wohlstandes, dem lutherischen Glaubensbekenntnisse streng und eifrig anhängend.

Die zweite Familie, von der ich ferner zu sprechen habe, ist die der Sulzer. Verdanken wir unserm Stamme den gesunden, zu höherem Alter ausdauernden Körper, nebst Arbeitslust und Verstand, so sind wir jener Familie die Grundlage irdischen Wohlstandes schuldig. Die Sulzer haben ihren Hauptsitz in Winterthur und zählen dorten heute noch zu den angesehensten Geschlechtern. Ihr Name „Von Sulze“ reicht in die ältesten örtlichen Documente zurück und wird von dem Orte Sulz, in der Pfarre Dynhard, Bezirks Winterthur, herleiten, wo eine im Jahre 1386 durch die Zürcher zerstörte Burg gestanden hat. Das älteste aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammende Wappen der Sulzer zeigt ein aus aufrecht stehenden Dauben zusammengesetztes Holzgefäß in weißem Schilde; und da unter den zünftigen Geschlechtern der Winterthurer Herrenstube in älterer Zeit der Name „Sulzer von Baden“ vorkommt, so deutet man jenes Gefäß als Badzuber. Im späteren Wappen stehen drei gestielte Kleeblätter, das mittlere derselben durch einen gebrochnen Querbalken von den beiden oberen getrennt. Nachmals wechselten die seitlichen Kleeblätter gegen zwei Sterne, das untere stiellose Kleeblatt wurde zu grünen Hügeln und der gebrochne Balken blieb ganz weg. Als zu Ende des 18. Jahrhunderts ein Zweig Sulzer in den bairischen Freiherrenstand erhoben wurde, änderte er die Wappen-Kleeblätter in Eichenblätter um und schrieb sich nach der Burgruine Wart, Bezirks Winterthur, von da an „Sulzer von Wart“. Im Weiteren erzähle ich von hier an nur von demjenigen Zweige der Sulzer, welcher mit in die Frey'sche Stammtafel übergegangen ist.

Den Beginn macht der Winterthurer Tuchmann und Bibliothekar Hans Rud. Sulzer, ein kluger, reicher, leidenschaftlicher Sonderling. Schon in seiner Jugend durchwanderte er „auf seiner Profession“ den schwäbischen und baierischen Kreis, Ober- und Niederösterreich, Ungarn (wo er ein ganzes Jahr verblieb), Polen, Böhmen, Mähren, Schlesien, den sächsischen und fränkischen Kreis. Er kehrte 1719 zurück und berühmte sich, während seiner vierjährigen Abwesenheit niemals krank, ja nicht einmal unbaß gewesen zu sein. Als Kaufmann trat er dann 1738 abermals eine Reise nach Paris und über Holland nach London an, und hat dieselbe in folgendem auf der Bibliothek des aargauischen historischen Vereins liegenden Manuscripte ergötzlich beschrieben: „Reiß-Diarium über die innerthalb 17 Wochen

und einem Tag von hier auß Winterthur über Franckfurht am Mayn naher Holand, in Engelland und durch Franck-Reich wider naher Hauß gemachten Reiß. Zu einer etwelchen gedächtnuß für mich Selbsten auffgezeichnet Anno 1738.“ Er scheint sich nach der Hand mit seinen Mitbürgern überworfen zu haben, denn er verkaufte 1743 alle Habe und zog mit Kind und Kegel nach Hanau, das ihm auf seinen früheren Fahrten besonders gefallen hatte. Wann er diese Stadt wieder verließ, ist unbekannt, aber wir treffen ihn nachher wohnhaft in Zurzach, wo seine Tochter Elsbeth, von welcher alsbald besonders zu sprechen ist, 1748 confirmirt wurde. An diesem durch seine großen Messen vormals sehr namhaften Handelsplatze betrieb er seine kaufmännischen Geschäfte, aber wie es einem gewesenen Bibliothekar wohl ansteht, so häufte er hier Bücher, Kupferstiche, Curiositäten, Naturalien, Münzen und Alterthümer in Masse an, hielt Papageien, zog schöne Pflanzen, und brachte diese vielfältigen Sammlungen in dem zunächst Zurzach am Rheinufer gelegenen Schlößchen Mandach unter. Er hatte dasselbe von dem Löbl. Gotteshaus St. Trudpert im Schwarzwalde erkaufte, mittelbar von dem Hochlöbl. Stift St. Verenä zu Zurzach zu einem Erblehen empfangen und elegant eingerichtet. Sein Sohn Hans Kaspar setzte dann des Vaters Liebhaberien für naturwissenschaftliche und antiquarische Studien und Gegenstände hier weiter fort. Es sind noch Reste seines numismatischen Briefwechsels übrig, worin er seinen Tauschhandel bezüglich jener kleinen römischen Würfelchen bespricht, die damals zu Baden am östlichen Fuße des Schlosses Stein auf der sogenannten Würfelwiese ausgegraben und alsbald zu ganz erstaunlich hohen Ästimationspreisen angekauft wurden. Er und seine Schwester Elsbeth sind es, durch welche die Familie Frey in die hier nachfolgenden und erfolgreichen Heiratsverbindungen mit den beiden Familien Sulzer und Deppeler gekommen ist.

Elsbeth, die schöne willenskräftige Tochter, die dem Schlößchen Mandach zur Zierde gereichte und in der Familie das Regiment führte, verehelichte sich im Jahr 1752 mit Heinrich Deppeler von Degerfelden, einem Dorfe bei Zurzach. In der Mannslinie dieser Deppeler war die Untervogtei über den Zurzachischen Theil der Altgrafschaft Baden durch langes Herkommen ein Erbamt geworden und auf dem Degerfeldner Vogthause haftete überdies das Wirthschafts-, Müller-,

Bäcker-, Metzger- und Schlosserrecht zusammen als ein fünffaches Erblehen. Die Anwartschaft auf alle diese und noch andere Rechte und Erwerbsquellen stand dem Ehgemahl Deppeler zu, inzwischen trieb er zu Zurzach Handel und Kaufmannschaft. Als er aber vorfrüh starb, zwei noch unmündige Töchter hinterlassend, übernahm seine 34jährige Wittwe das Geschäft und ließ den jungen Jak. Friedrich Frey aus Lindau als Commis bei sich eintreten. Dieser hübsche frische Mann, der bereits bei den Firmen A. Werthemann zu Basel und Lotzbeck zu Nürnberg bedienstet gewesen war, erweiterte durch Reisen und Herbeiziehung neuer Artikel das Geschäft sehr rasch und fand bei alledem noch Muße, der heranwachsenden älteren Tochter Deppeler, Anna Elisabeth, den Hof zu machen. Bald nachdem er sie als Gattin heimgeführt hatte, verlegte er das Geschäft nach Aarau, wo es nachmals noch unter verschiedenen Firmen („Frey-Salzman“) fortbestanden hat. Dem Handelsvereine der Wittwe Deppeler mit ihrem Schwiegersohne Friedr. Frey gesellte sich nach wenig Jahren des Letzteren jüngerer Bruder David Frey bei und gewann die jüngere Tochter Deppeler, Anna Maria, zur Frau.

Nicht minder bedeutsam als die Rolle, welche Elsbeth Sulzer in unsrer Familiengeschichte spielt, ist diejenige ihres Bruders Joh. Kaspar geworden. Er stand bereits im 45. Lebensjahre, als er Mandach verlassen hatte, nach Lindau gieng und hier des Zurzacher Handlungsdieners Fried. Frey Schwester, Maria Elisabeth, kennen lernte. Er war den Eltern ein willkommener Bewerber, und die ihnen gehorsamende Jungfrau reichte ihm 1775 die Hand. Sie besorgte von nun an im Lindauer Wohnhause das Ladengeschäft in Strumpfwirkerwaare, englischem Thongeschirr u. s. w., während der fromme Gemahl mit der Familie Kirchenchoräle absang und auf der Hausorgel begleitete, sich bei der Stadtverwaltung nützlich machte und endlich Senator wurde. Sein war nun jenes helle freundliche Wohnhaus, das zugleich der Schauplatz meiner Knabenjahre gewesen ist. Es stieß unmittelbar an unser Stammhaus und war mittels einer durch die Giebelmauer gebrochenen Thüre mit dem ersten Stockwerk des unsrigen vereinigt.

Da lag hinter einem kleinen verschließbaren Vorraum Sulzers Studierzimmer. Durch ein sogenanntes Ochsenauge, das gewöhnlich von dem gemalten Bilde eines durchschauenden Gesichtes maskirt war,

konnte man aus dem Bretterverschlag ins Zimmer hineinblicken und die altmodischen, mit Schiebern und Kastenthüren versehenen Wandspinten überzählen. Die Curiositäten-Sammlung war jedoch nicht mehr hier, sondern bereits in eine Eckkammer des dritten Stockes hinaufgeräumt. Der von Pferdestallung und Wagenschopf flankirte Hofraum hatte einen laufenden Brunnen, in dessen Trog lebende Fische und Krebse, letztere in kupfernen Seiherbecken, stets gehalten wurden. Welch ein Gewimmel, wenn da das Vorlegschloß weggenommen, der Schutzdeckel aufgehoben und das Futter hinein geworfen wurde.

Um nun schließlich auf unsre eigne Familie übergehen zu können, muß ich noch einmal auf den schon genannten Jak. Friedr. Frey-Deppeler zurückkommen. Er hatte sich mit seiner Frau in Zurzach niedergelassen, als an einem durch den damaligen Speditionshandel höchst ansehnlichen und vortheilhaften Orte. Zur Zeit der beiden Jahresmessen zu Ostern und Herbst, jede von vierzehntägiger Dauer, waren hier so zahlreiche Fremde zu beherbergen, daß jedes Privathaus zum Gasthaus, jedes erträgliche Erdgeschoß zum Kaufladen und Magazin wurde. So fand Frey den Aufenthalt hier nicht minder vortheilhaft als jenen zu Lindau und suchte sich, auf den Rath der Schwiegermutter, nun im Lande einzubürgern, zunächst in Zurzach selbst. Allein hier, wo das reiche Collegiatstift zur heiligen Verena großen Einfluß ausübte, wo überdies die confessionell gespaltene Bürgerschaft sogar die Zahl der örtlichen Fleischbänke je nach der confessionellen Kopfbahl Jahr um Jahr eifersüchtig versteigerte, wurde die Bewerbung des Lindauer Lutheraners mit der Bemerkung abgelehnt, daß man hier bereits genug reformirte Bürger habe und keine neuen aufnehme. Als er sich hierauf mit dem gleichen Ansuchen an die reformirte Stadt Zofingen wendete, hiebei durch die dortige, ihm sehr befreundete Familie Müller unterstützt, scheiterte er abermals am Widerstand der Gemeinde, die bei Vermehrung der Bürger eine Verminderung ihrer reichen Bürgerholz-Nutzungen und sonstigen Competenzen vorausfah. Endlich erreichte er in Aarau seinen Zweck. Er wurde 1773 gegen eine Einkaufsumme von dreitausend Schweizerfranken a. W. aufgenommen, aber auch hier hatte die damals sehr zahlreiche Innung der Messerschmiede die besondere Bedingung mit in den Bürgerbrief setzen lassen, daß Frey keinen Handel mit englischen Messerschmiedwaaren treiben dürfe. Es gieng ihm hier nach

Wunsch. Er gelangte nachmals in den Gr. Rath, war vom Jahr 1809 bis zu seinem Tode 1818 Stadtammann und blieb, wie er sonst ein hübscher Dragoneroffizier der Bernermiliz gewesen war, auch im Alter noch ein eifriger Reiter. Ein Sturz mit dem Pferde machte seinem Leben ein Ende.

Des Verstorbenen jüngerer Bruder David war nach achtjährigen Diensten in französischen und in Genfer Häusern zu seinen Eltern nach Lindau heimgekehrt. Aber welcher Schrecken und Kummer befel sie, als man unter seinem Reisegepäck die Werke Voltaires entdeckte. Man wußte zwar nur vom Hörensagen, daß dieser französische Antichrist verderbliche, Sittsamkeit und Glauben vernichtende Grundsätze verbreitet habe, dies genügte indessen, um die entsetzlichen Bücher augenblicklich aus dem orthodoxen Hause zu verweisen. Vielleicht war's gerade die elterliche Indignation gegen den französischen Classiker, welche den stillen Plan der beiden Brüder unterstützen half, kurz, ihre beabsichtigte Handelsverbindung kam zu Stande, David trat ins Aarauer Bürgerrecht und heiratete Anna Maria Deppeler, die jüngere Schwester der Brudersfrau. Er blieb der schweizerischen Politik weniger fremd als Friedrich. Schon während der helvetischen Republik war er im schwierigsten Zeitpunkt Unterstatthalter, vielleicht dazu vermocht durch freimaurerische Freunde, deren Orden er bereits von Lyon und Genf her angehörte. Später hatte er eine Mission nach Bern übernommen, wo er Namens des Aargau's über die von Bern dem neuen Kanton auszuliefernden Gelder, Waffen, Kriegsvorräthe, Salz- und Kornmagazine u. s. w. zu verhandeln beauftragt war.

Er war alsdann Stadtammann, Großrath, Appellationsrichter, Mitstifter und Cassaverwalter der Kantonschule, Gründer und Mitglied der Gesellschaft für vaterländische Cultur, der Ersparnißkasse, der Hilfsgesellschaft, der Bibelgesellschaft. Schließlich legte er 1824 alle Ämter nieder, um den Lebensrest im Kreise der Seinigen zuzubringen, und starb ruhig, hochgeachtet und betrauert am 4. April 1827.

Das dritte der Geschwister war Anna Elisabeth, die spätere Gattin des Daniel Frey jun. von Aarau, als solche meine und meiner Brüder Mutter; und das vierte war die Schwester Felicitas. Dieser beiden lieben Frauen wegen will ich erst ihre elterliche Haushaltung zu Lindau schildern. Hier galt alter Ton und alte Sitte. Für den Winter mußten

Vorräthe aller Art herbei, als wäre man auf einem Meerschiff oder in einer belagerten Stadt: Baumfrüchte, Bodenfrüchte, Sauerkraut, Wurzeln, Fleisch ins Kamin, selbstzubereitete marinirte Gangfische. Aus Unschlittresten, Monate lang zusammengekratzt, wurden unter einem das Haus durchstänkernden Qualm Küchenkerzen fabrizirt von fabelhafter, ganz unnennbarer Farbe. Zeug- und Leinenreste wurden zu Zunder gebrannt und damit eine Blechbüchse angefüllt, in welche man die mit dem halbpfündigen Stahl aus dem Feuerstein mühselig geschlagenen Funken hinein fallen ließ. Nichts durfte verkommen, jeder Abfall mußte wieder zu Ehren gezogen werden, wenn man damit auch nicht so weit gieng, wie unsere neuenburgischen Damen Delüze, welche die Oelbilder ihrer Ahnen zu Küchenschürzen umarbeiteten. Mutter und Schwester besorgten zusammen einen im Erdgeschoß gelegenen Kaufladen. Weil man im obern Stockwerk wohnte, stand der Laden stets geschlossen; der Kunde läutete also an und wartete. Nachdem nun einige Zeit im Hause herumgerufen worden, daß man läute, so öffnete sich ein oberes Fenster und die eine der Kaufmänninnen begann: Wer läutet? Antwort von unten: Ich bin's, Frau Senatorin! Frage: So? was habet Sie wolle? Antw.: Ich möchte gern in den Laden. — Aha, hieß es droben, wollet Sie g'wiß was kaufe? Antw.: Ja, Messingdraht. Schlußbescheid: So, Den wollet Sie? mir wollet schau, ob einer da ist, der für Ihne paßt. Es wird gleich Jemand 'nunter komme. — Hierauf wurde das Fenster droben zugemacht und nun erst bestimmt, wer hinunter gehen und den Kunden bedienen solle. Bis aber der Ladenschlüssel gesucht war, konnte der drunten Wartende den 78. Psalm zu Ende singen, wenn ihm der 119. Psalm doch zu lang geworden wäre; denn jener hält 72 und dieser 176 Verse, deren letzter mit den Worten schließt: „Ich bin wie ein verirrt und verlornes Schaf.“

Auch ein anderes Bild aus den Handelspeculationen dieses Schwesterpaares ist noch beizubringen. Bei den damals sehr bedrängten Zeiten war es leicht, aus den schon zum Theil aufgehobenen Klöstern alte Stickereien und geperlte Meßgewänder, und ebenso die aus der Mode gekommenen Bockelhauben mit Gold- und Silberborten um ein Geringes aufzukaufen. Die Perlen wurden abgetrennt und wenn man eine genügende Anzahl beisammen hatte, sortirt. Dazu brauchte man das Instrument des Perlensiebes, das mich damals auf's Höchste interessirte.

Es bestand dieses aus fünf bis sechs scheffelartigen Sieben aus Messing, je von anderthalb Zoll Durchmesser und fünfviertel Zoll Höhe; eines konnte auf das andere gesteckt werden, wenn alle auf einander geschraubt waren, hatten sie das Aussehen einer acht Zoll langen Röhre. Die Böden dieser Siebe hatten runde Löcher und zwar von oben nach unten immer kleinere. Schüttete man nun die Perlen in das obere Sieb, so blieben hier die größten zurück; in jedem folgenden Raume lag eine kleinere Nummer, im untersten, undurchlöcherten Boden die kleinsten Samenperlen. Mehr noch gab die metallurgische Behandlung der alten Gold- und Silbergarnituren zu thun. Dazu wurde auf dem Küchenherd ein Kohlenfeuer um einen Graphittiegel herum angezündet und dieser mittels Blasbalgs und Lunge zum Glühen gebracht. War der Glühpunkt erreicht, so wurden die Borten langsam mit einer Zange in den Tiegel eingetragen. Die mitverbrannten Faden-, Wollen- und Seidentheile erfüllten während dieser alchymistischen Operation Küche und Haus mit einem Dunst, der jeden Spukgeist und Hauskobold auf ewig weggeräuchert hätte. Allein solchen Brodem vergaß man leicht, wenn auf dem Boden des Tiegels schließlich ein Klümpchen reines Metall erglänzte. Von Silber und Gold das Kupfer auszuscheiden, gieng freilich über die Kunstfertigkeit des goldmachenden Damenpaares, sie schätzten daher den Metallwerth nur ungefähr und verständigten sich „in Minne“ mit ihrem Hauptabnehmer, einem aus Hohenems von Zeit zu Zeit bei ihnen vorsprechenden Juden.

Als dann der gute alte Herr Sulzer gestorben war, hatte sich für die Wittwe abermals ein Band gelöst, das sie bisher an Lindau fesselte, und nachdem dann noch der Gatte ihrer einen Tochter seinen Wohnsitz zu den Brüdern nach Aarau verlegt hatte, entschloß sich die 58jährige Frau ohne Kummer ebenfalls zur Auswanderung in die Schweiz; Schwester Felicitas begleitete sie. In Aarau wartete beider noch ein recht freundlicher Lebensabend, sie wohnten hier zuerst bei Friedr. Frey-Deppeler, später in meinem Vaterhause in der Laurenzen-Vorstadt. Wenn sie da ihr gewohntes Kartenspiel machten und der vierte Gesellschafter, der katholische Stadtpfarrer Keller, oder Reg.-Rath von Reding, bei der Partie ausblieb, so wurde ich oder einer meiner Brüder einberufen, um das Spiel voll zu machen. Sonst waren wir Knaben nur zugelassen, um für diesen oder jenen Spieler den Glücksdaumen zu halten, d. h. den Daumen in die vier Finger derselben

Hand fest einzuschlagen und damit demjenigen Glück zu bringen, dem man zunächst stand.* Traf es zu, so erhielt der kleine Daumenhalter einen halben, wohl auch einen ganzen Batzen Standgeld.

Nun noch ein erklärendes Wort über die Verhältnisse der Unsrigen in Lindau und den Grund ihrer Uebersiedelung von dorten nach Aarau.

Lindau, eine freie Reichsstadt, hatte sich frühe zur Lehre Luthers bekannt und ihr die Hauptkirche zu St. Stephan eingeräumt. Eine so wichtige, jeden Einzelnen mitbetheiligende Conversion, die anderwärts zu heftigem Bürgerzwist führte, war hier ohne beträchtliche Störung und ohne die tollen Bilderstürmer-Scenen vor sich gegangen; ein Zeugniß hievon ist das dortige katholische Damenstift sammt Kirche, dessen Bau heute noch größer an Umfang und reicher an Aus schmuck ist als die Pfarrkirche selbst. Die topographische und die politische Lage des Ortes waren der Entwicklung des bürgerlichen Selbstgefühles, des Wohlstandes und der Intelligenz sehr günstig. Mit dem religiösen Bewußtsein, losgeworden zu sein des kirchlichen Absolutismus der Päpste und Concilien; mit dem politischen Bewußtsein, keinen andern Herrn über sich zu wissen, als Kaiser und Reich; altverbündet mit dem mächtigen Augsburg; durch die insulare Lage des Ortes gegen feindliche Handstreich e gedeckt, und doch zugleich hinausgelockt in's Weite zu rüthigem Handel und Wandel — wie hätte sich da nicht nach Wunsch leben lassen sollen. Hier hatte der Verkehr zwischen Italien und Deutschland seinen Hauptvermittlungspunkt. Von Mailand, Genua und Bergamo her über den Bernhardin und Septimer; von Venedig und Innsbruck her über die Malserhaide, Finstermünz und den Arlberg, mündete der Waarentransport in den Bodensee und landete im Hafen zu Lindau. Hier mußten alle Kaufgüter umgeladen, die auf dem Wege beschädigten in Stand gestellt, detaillirt und frisch verpackt werden. Da hatten die Kübler, Seiler, Huf- und Nagelschmiede und deren Hilfshandwerker vollauf zu thun; es wimmelte von Fuhrleuten und Spannern, welche die Fracht in die

* Dieser Brauch hat altheidnische Wurzeln. Der Germanengott Wodan lenkte das Schicksalsspiel des Krieges und war darum auch Lenker des Glücksspieles. Der Daumen war ihm geheiligt, Wodansspanne hieß in den Niederlanden der Raum zwischen dem gestreckten Daumen und Zeigefinger, und daher sagte man, Glücklichen laufe das Spiel auf dem Daumen. Grimm, Myth. 145.

Magazine der Spediteure, oder über die lange Brücke nordwärts führten. Acht umliegende Seestädte befuhren in geregelterm Schiffsverkehr die Lindauer Schranne, sie war weitem die größte und berühmteste, sie lieferte der ganzen Schweiz den Kornbedarf. Von der Augsburger Börse her gieng allwöchentlich das baare Geld fässerweise hier durch in's Alpenland; Milchproducte, Leinwand, Bauholz u. s. w. lieferte dieses dafür zurück. Fischfang, Räuchern und Mariniren der Fische wurde in's Große betrieben. Sogar das scheinbar Kleinfügige, das bloß Seltsame gelangte hier zur eigenthümlichen Verwerthung, so z. B. der sonderbare Artikel der Palmzweige, oder richtiger der Palmblätter; von weit her kamen die Israeliten, um sie für ihre gebotenen Feste einzukaufen. Schöne Landgüter zunächst am Ufer, gutgepflegte Obst- und Weingärten gaben Zeugniß von bürgerlicher Behäbigkeit. Allein die französische Revolution wandte auch hier das Blatt; nachdem sie eine Menge großer deutscher Herren depossedirt hatte, sollten zuletzt die Reichsstädte die Zeche bezahlen. Unter den linksrheinischen souveränen Besitzthümern hatte Frankreich auch dasjenige des Fürsten Karl August von Bretzenheim-Regecz zur Hand genommen, und weil derselbe mit zu den österreichischen Fürsten zählte, so wurde ihm die Reichsstadt Lindau, ihm zum Troste, den Lindauern zum Schrecken, als einstweiliger Ersatz übergeben. Man erklärte der Stadt, hiemit sei sie der Sorge los, von den Franzosen aufgefressen zu werden, und habe deshalb offiziell zu danken und zu illuminiren. Wie befohlen, so geschehen. Allein das Regiment Bretzenheim schlug hier dennoch keine Wurzeln. Bald fand es Kaiser Franz II. zweckmäßiger, seinen Staatsbesitzungen am See auch Lindau anzuschließen, und Letzteres erhielt denn abermals die allerhöchste Weisung, es habe zu illuminiren und sich zu freuen. Damals war's, daß ein wackerer Schildbürger den transparenten Festspruch vor's Fenster steckte: „Von Bretzenheim wir wandern Zum Kaiser Franz dem Andern.“ Auch diese Herrlichkeit war kurz. Denn wieder eines Tages verkündete der Ausrufer in den Straßen, man sei nun königlich bairisch und habe dem Schützlinge Napoleons, dem Wittelsbacher Max Joseph zu huldigen. Sofort abermals Beleuchtung und Vivat, trotzdem daß Handel und Verkehr auf's Tiefste darnieder lag. Kaum gieng damals noch eine andere Waare ab, als die Oel- und Wasserfarbe; denn nun hatten alle Maler die Hände voll, um die hunderterlei Zollsäulen, Schlagbäume, Weg-

weiser, Fensterladen und Windfahnen blau-weiß anzustreichen. Weil aber mit Lindau zugleich auch Vorarlberg und Tirol bairisch erklärt worden war, so verdroß das die Vorarlberger Bauern so heftig, daß sie zu den Waffen griffen, über die Grenze fielen und Lindau wiederholt bedrohten und berannten.

Wie oft geschah's in dieser kritischen Zeit, daß mein Vater Daniel Frey-Sulzer als Offizier der Lindauer Bürgermiliz seinen Sturmhut mit einem mindestens ellenlangen Federbusch aufzusetzen und die Runde zu machen hatte gegen die aufständischen Bauern. Schon im Jahre 1808 schien die Stadt so sehr gefährdet, daß er plötzlich Frau und Kinder in eine Kutsche setzte und bei anbrechender Nacht dem nördlichen Seeufer entlang fortbrachte zu den Großeltern nach Aarau. Die Flüchtlinge konnten zwar nach ein paar Monaten wieder zurückkehren, allein die Unsicherheit der Person und des Eigenthums, die zunehmende Entwerthung der Güter und der örtliche Handelsverfall machte während der nächsten zwei Jahre den oft erwognen und immer wieder verworfnen Entschluß zur Auswanderung endlich unabweisbar. Ein Theil der Familie gieng voraus, das Elternpaar mit den zwei jüngsten Kindern folgte; bald fanden sich alle wieder vereinigt im großväterlichen Hause am Hirschengraben zu Aarau. Diesem Wohnhause gegenüber stand damals noch der alte Stadthurm Ankenkübel, und als wir über ihm den wundervoll schönen Kometen von 1811 erglänzen sahen, verhiessen wir uns Glück und Freude.

Nun gieng's zunächst an die Erwerbung eines eigenen Wohnhauses; ein solches fand sich käuflich in der Laurenzenvorstadt und wurde bezogen, auf einem zu gleichem Zwecke voraus erworbenen Bauplatze erstand später die neue Kaserne. Hierauf begann das Fabrikgeschäft; allein in den bald folgenden Theuerungsjahren gab's Sorge und Mühe genug um den Haushalt. Fünfzehn Personen zählte unser täglicher Familientisch, darunter nach patriarchaler Sitte auch unsre Knechte und Mägde. Doch Rührigkeit und Gesundheit halfen über die schlimme Zeit hinweg. Als ein hellsehender Mann wurde der Vater zu mancherlei öffentlichen Geschäften herbeigezogen. Dem Stadtrath hat er 22 Jahre lang angehört, während zwölfen war er Stadtmann. Das bedeutendste Nationalfest der Schweiz, das eidgenössische Schützenfest, ist durch ihn, den Aarauer Schützenmeister, im Jahre 1824 gestiftet worden. So lebt mancher Schöpfer in seinen Werken fort, wenn auch

seiner selbst lange nicht mehr gedacht wird. In Mitte der Seinigen entschlummerte der freundliche Greis, über 78 Jahre alt, im October 1856, leise für sich hin sprechend: Ich bin ja alt genug!

Früheste Jugendzeit 1801—1810.

Als ich am 12. October 1801 zu Lindau am Bodensee das Licht der Welt erblickte, galt ich als ein schwächliches, wenig lebensfähiges Kind. Man trug daher, trotz der rauhen Herbstzeit, das zweitägige Würmlein in die Stephanskirche zur Taufe, um es wenigstens nicht als einen Heiden sterben zu lassen. Allein das Knäblein war zäher, es gedieh und konnte schon im März darauf geimpft werden, als eines der ersten in Lindau, an denen die herrliche Erfindung des Engländers Jenner zum Versuche kam. Man machte tüchtige Narben, die heute noch (1868) ganz deutlich sind und bis zum Ende bleiben werden. Den Windeln entwachsen, gab man mir zum Spielzeug einen Klapperstorch, der sich auf seinem Gestell drehte und dem ich unter dem Stubenofen seinen Stall anwies. Sobald ich gehen lernte, rutschte ich die Treppe hinab in das untere Stockwerk zum Großpapa Sulzer. Der war beständig zu Hause, ein lieber freundlicher Herr mit schön frisirten Haaren und fest gebundenem Zopf. Im Nebenhause wohnte Tante Felicitas. Beide hatten Kinderfibeln mit Bildern, auf fast unzerstörbaren Pappendeckelblättern aufgeklebt, bei jedem Bilde der betreffende Leitbuchstab mit seinem wunderlichen Reimsprüchlein:

Der Adler achtet nicht aufs Aas, dafür behagt ihm Reh und Has.

Der Bäcker backt das liebe Brod, der Bauer baut's mit Müh und Noth.

Bis zum Y und Z vermag ich heute noch diese Verslein der Reihe nach zu wiederholen, so fest bleiben einzelne Kinder-Erinnerungen in uns haften. Sobald man mir das betreffende Einzelbild aufschlug, wußte ich den Spruch dazu aufzusagen, und die Leute, die den Mechanismus nicht erkannten, meinten, ich könnte bereits lesen. Aber nur ein paar Jahre gieng's, so durfte ich nicht mehr so oft hinunter zum Großpapa, und eines Tages hieß es, eben sei er gestorben und müsse nun auf's Brett gelegt werden. Wirklich wurde ein solches herbeigebracht und an jedem Ende ein Stuhl untergestellt.

Den Verstorbenen hatte man inzwischen angekleidet und legte ihn nun in Schlafrock und Nachtmütze im Eckzimmerchen auf das Brett. Wie gräßlich schien mir dies! So blieb er, bis der Sarg kam. Seine Beerdigung war die erste, die ich sah. Der Conrector mit den Schülern, alle in schwarzen Chormäntelchen und barhäuptig, eröffneten den Zug und sangen Sterbelieder. Darauf folgte der Leichenwagen mit schwarzbehangenen Pferden bespannt, dann der Pfarrer mit den Leidtragenden. So gieng's durch die Stadt bis zur Brücke. Hier aber nahm die singende Schaar plötzlich Reißaus. Alles stob auseinander, Jeder rannte auf dem kürzesten Wege heim. Der Leichenwagen nahm seinen Gang über die Brücke auf den Kirchhof des Dorfes Eschach. Und seit jener Bestattung daselbst haben sich nicht weniger als sieben weit entlegene Ortschaften in die Asche dieses erlöschenden Zweiges der Sulzer getheilt, nämlich Eschach, Aarau, Zurzach, Winterthur, Zürich, Orbe im Waatland, Mezières in Frankreich. So zerstreut sich ein Geschlecht in alle Winde.

Statt wie sonst beim Großvater spielend lernen zu dürfen, schickte man mich nun zu einer Frau in die Schule, bei der man sich zunächst an Folgsamkeit gewöhnen sollte. Lesen, Schreiben und Rechnen wurde hier nicht getrieben, war man aber unruhig, so wurde man mit einer Schnur auf dem Stuhle festgebunden. Auch mir geschah dies einmal, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, obwohl ich mich unter vielen Thränen und energischem Widerspruch für schuldlos erklärt hatte. Für solcherlei kleine Leiden fanden wir Geschwister mancherlei Gelegenheit uns schadlos zu halten. Wir sammelten eifrig Käfer, Raupen und Seemuscheln, wir beschlichen des Großvaters Raritätenkabinet, wir spielten zusammen Komödie. Nachdem ich öfters in das Stadttheater, wo meine Eltern eine Loge besaßen, mitgenommen worden war, schien uns bald kein Stück zu schwer, um es daheim im Wohnzimmer aufzuführen. Im Wilhelm Tell stellte einer meiner Brüder abwechselnd den Geßler, den Knaben Tell und das Volk vor, ich selbst spielte den Tell, sprach aber auch das Nothwendige für die Andern. Bei der Aufführung von Salomons Urtheil wurde ein Teppich über einen Treppentritt gedeckt, darauf thronte der König, einen Ellstecken als Scepter in der Hand. Unten stand das Volk; ein Sophakissen stellte das zu theilende Kind, ein Ausklopfröhrchen das Schwert vor — ach wie schön! Über allen Genuß gieng der

Besuch einer Eckkammer, in welcher des Großvaters Manual-Orgel, sein Münz- und Naturalienkabinet und vielfache Curiositäten standen. Da war eine Harmonika aus Holzstäben; eine Kürbisflasche mit eingeschnittenen Jagd- und Pilgrimsbildern, ein perspektivischer Guckkasten, ein Sonnenmikroskop. Kupferstiche, Palmzweige, hundert andere Dinge hiengen an den Wänden umher. War das eine Lust, in dem Allerlei herum zu kramen und die Orgel zu mißhandeln!

Zwei Jahre nach jenem Trauerfalle mußte die Großmutter Sulzer ein Heilbad gebrauchen und wählte dazu aargauisch Baden, letzteres besonders darum, weil ihre Brüder im benachbarten Aarau wohnten. Ich durfte mit. So sah ich nunmehr zum erstenmale jene aargauer Landschaften und Orte, deren nachmaliger Bürger ich werden sollte. Wir logirten uns zu Baden im Stadthof am Linmatgestade ein, den man jetzt irrthümlich gewöhnlich Stadthof nennt. Damals führten dessen verschiedene Fremdenzimmer eben so viele verschiedene Namen: Zum Einhorn, zur Glocke, zu Glück und Glas u. s. w. Alle lagen ebenerdig dem Hof entlang und hatten die gleiche dürftige Einrichtung. Zuerst trat man in eine Art Küche ein, die zugleich als Vorsaal und Garderobe diente. Hier schlief die mitgekommene Magd, hier kochte sie Morgens und Abends den Kaffee, der nebst noch andern Speisevorräthen aus Lindau mitgeschleppt war. Von da aus gelangte man ins Wohnzimmer, eine große Stube mit dunkeln Kalkwänden, erhellt durch zwei gegen die Linmat gehende Fenster. Fenstervorhänge gab's nicht. Drei bis vier hochaufgeschichtete breite Familienbetten, den Wänden entlang stehend, trugen auf wurmstichigen gewundenen Säulen den geschnitzten Betthimmel, schwere Umhänge daran vermehrten die allgemeine Dämmerung. Ein paar Holzstühle und ein schwarzer Eichenkasten an der Wand, ein schwerer Tisch in der Zimmermitte waren das Ameublement. Eine schmale Thüre führte in jenes gefährliche Eck-Closet, das wie eine Nase in die Linmat hinausstand und schauerlich durch seine Oeffnung hinabblicken ließ in die schäumenden, an Felszacken sich brechenden Wellen. Durch eine Wendeltreppe stieg man aus dem Wohnzimmer in das unmittelbar darunter befindliche Badegewölbe, ein von feuchten Dämpfen stets angefüllter Raum. Hier war der etwa zehn Fuß lange und breite Badkasten in die Erde gegraben. Man bestieg ihn auf ein paar Stufen und nahm ringsum auf breiten hölzernen Sitzen Platz. Ganze Familien

und selbst die Kinder mit ihrem Spielzeug von Schiffchen und Züberchen fanden hier zusammen Raum und verzehrten, im Wasser sitzend, die Spanischbrödehen zum Kaffee. An Musik mangelte es dabei nicht, denn aus den breiten Spalten zwischen dem Badkasten und dem Backsteinboden ließen unzählige Grillen ihr Gezirpe ertönen und schwiegen nur so lange als sie fraßen. Dazu legte man ihnen eingeweichte Kuchenreste hin, die sie schleunig die Spalten hinabzogen. Wehe aber, wenn eine muthwillige Hand zugleich einen Schwall Wasser in die Spalte warf; da kamen die schwarzen Ungethüme haufenweise hervor, sprangen unversehens ins Bad, und mit Gekreische entfloh das Kind, damit das häßliche Thier ihm nicht auf den Leib krieche. Ja selbst Gefahr schien zu drohen, wenn es anders richtig ist, was uns der Badwäscher hierüber sagte; denn eines Morgens zeigte er uns seine Schuhe, die er über Nacht hatte im Gewölbe stehen gelassen, und siehe, die gefräßigen Bestien hatten ein paar große Löcher hineingefressen. Hinter einem in der Ecke des Gewölbes aufgespannten Tuche zog man schließlich den nassen Bademantel aus, trocknete sich ab so gut es gieng, erklomm die Wendeltreppe und legte sich droben für eine halbe Stunde wieder in eines der Familienbetten. Alles dieses ist zu Baden freilich nun längst anders geworden. Statt der Naturmusik der Grillen hört man nun eine Straußische Kapelle, und da, wo sonst im Verenabad und Freibad die Leute unter freiem Himmel im Wasser saßen mit acht bis zwölf Schrepfköpfen auf dem blanken Rücken, da blähen sich jetzt Crinoline, Chignon und Schleppe.

Nach beendigter Kur wurde nach Aarau gereist. Die Wegstrecke dahin legt man jetzt in etlichen Stunden zurück, damals aber, wo man den Kutschengäulen zweimal, in Mellingen und in Lenzburg, Brod füttern mußte, brachte man über einen halben Tag auf der Landstraße zu. Zwei Dinge gefielen mir im damaligen Aarau am meisten, die braunen Hirsche mit gewaltigem Geweih, gehegt im Stadtgraben, der gerade an des Großvaters Wohnung vorbeizog, und sodann die Dragonerpistolen des Großvaters. Höchst schauerlich aber war mir die hölzerne Brücke über die Aare, tief herab gedeckt, breit eingewandet, lang und finster, und gleich hinter ihr noch eine ähnliche zweite über den Flußarm. Unseres Bleibens jedoch war damals hier noch nicht, ohne Schmerz verließ ich meine Verwandten und Ge-

spielen und kehrte gerne nach Lindau zurück, in Erwartung jenes Papierdrachens, den mir dorten unser Hauptmann Schmitz zu verfertigen versprochen hatte. Von nun an begann die Schul- und Lernzeit. Ein Zeugniß für die ersten sechs Monate des Schuljahres 1809 besagt, daß der noch nicht achtjährige Knabe mit gutem Ausdruck las, kleine Aufsätze machte und neben Geographie und Naturlehre schon Französisch zu treiben begann. Er mußte nicht bloß beim Examen in einem kleinen Stücke mitspielen, sondern sogar die Liebhabergesellschaft des Lindauer Theaters bemächtigte sich seiner und machte ihn in der „Tochter der Natur“ zum rauschgoldnen Genius, der das am Ende glücklich vereinte Paar mit den pathetischen Worten krönte: „Freund der Wahrheit, dich lohnt die Liebe!“

Während meine Eltern ihre Sommerwohnung im Dorfe Eschach bezogen, wurde ich in der Stadt in die Pension verdungen, welche da der öffentliche Lehrer Hörner hielt, konnte aber jeden Samstag Nachmittag durch das „Todtengäßchen“ nach Eschach hinüber wandern und bis Sonntag Abend dort bleiben. Wie schön war es da in Garten und Feld, welch ein Reichthum an Blumen, welche Auswahl an Raupen und Käfern! Da begann die Sammlerlust mit ihren unverhofften Mißerfolgen. So hatte ich einst eine Raupe des Schwalbenschwanzes aufgezogen, und bereits hieng sie verpuppt oben im gläsernen Trichter. Da brachte man mir eine gewaltige Säbelheuschrecke, die ich einstweilen unter den gleichen Trichter sperrte. Am folgenden Morgen war meine prächtige Puppe spurlos verschwunden. Ausgekrochen konnte sie nicht sein, dann wäre ja doch die Puppenhaut zurückgeblieben. Aber daß die Säbelheuschrecke sie gefressen hatte, erfuhr ich erst nachher, als ich sah, daß sie sogar brennenden Zunder fraß. Wenige Tage vor der Herbstprüfung und der damit verbundenen Preisevertheilung änderte sich plötzlich mein Schicksal. Meines Vaters Bruder, Friedrich Frey-Deppeler von Aarau, der eben bei uns zu Besuch gewesen, reiste wieder dahin zurück und nahm mich mit. Es war am 18. Weinmonat 1810. Die Unsicherheit bei dem damals so raschen Wechsel aller politischen Verhältnisse Süddeutschlands mochte für eine Umsiedlung der Unsrigen den Ausschlag geben. Großmama Sulzer, Tante Felicitas und der Bruder Karl waren bereits in Aarau, die Eltern mit den Brüdern Daniel und Eduard verhiessen bald nachzukommen. Das Herz war mir schwer,

als ich so unverhofft von Vaterstadt, Bekannten und Allem mich trennen mußte, woran Jugenderinnerungen und Gewohnheit uns knüpfen. Mehr als ein Jahr nachher erhielt ich den mir bestimmt gewesenen Lindauer Schulpreis nachgeschickt, sammt einem Widmungsgedichte meines Lehrers Hörner, das deshalb, weil es einen Lebensabschnitt abschließt, hier theilweise stehen möge.

Nun noch ein Wörtchen, lieber Fritz,
Zu Dir, der Candidaten
Noch kleinstem, die um den Besitz
Der Preise manches thaten,
Was sonst in der vergangnen Zeit
Nach üblicher Vergeßlichkeit
Wohl nicht geschehen wäre.

Doch, unter uns gesagt, so klein
Auch gleich noch Dein Persönchen
Von Außen ist, so trügt der Schein;
Denn manches lose Plänchen
Hat Dir im Köpfchen schon gesteckt
Und Dich und Andre baß geneckt;
Doch — essen und vergessen!

Nun denn, fahr fort, mein lieber Sohn,
Mit Forschen, Spekuliren;
Treib's ferner, Deine Lection
Kraftvoll zu declamiren.
Du meinst es treu mit Jedermann,
Und lernt der Kopf, so viel er kann,
Dann ist Dein Plan der schönste.

Lindau, 10. November 1810.

Ertheilt 20. December 1811.

J. G. Fried. Hörner.

Die Schuljahre von 1811 bis 1822.

In der Secundarschule, welcher ich nun in meiner neuen Vaterstadt übergeben wurde, schien es mir vor allem wunderlich, die Lehrer in der örtlichen Mundart verkehren zu hören. Wenn da der Schreibmeister Walter mich mit der Ruthe auf die Finger klopfte,

weil sie zu steifgehalten oder zu bekleckst waren, erscholl sein Mahnwort: „D'ir böse Buebe as De bischt!“ und dies sollte auf Deutsch heißen: O ihr bösen Buben, deren einer Du bist. Mehr als bei diesem Kalligraphen leistete ich beim Pfarrhelfer Wanger, der ein guter Mineraloge war und meine Vorliebe für Naturgeschichte bald erkannte. Wenn wir Knaben ihm das damals noch übliche Neujahrs- und Osterpräsent überbrachten, schenkte er statt des Batzens, welchen er den Andern entgegen zu geben pflegte, mir irgend ein Mineral. Dies erfreute mich gar sehr und ermunterte mich, dieses Lehrers Gunst selbst in seinem eigentlichen Lehrfache des Französischen zu gewinnen. Auf Ostern 1813 meldete ich mich zum Eintritt in die Kantonschule und wurde, obschon noch zu jung, als Sohn eines der Fundatoren dieser Anstalt, aufgenommen. Hier wurde Thilo mein Lehrer in Mathematik, Physik und Naturgeschichte. Rector Evers wies mich freilich, weil ich ihm nicht ernst genug war, aus den Stunden für alte Sprachen zurück, dagegen nahm sich sein College Hold, der Lehrer des Deutschen, meiner liebevoll an und führte mich ins Latein und ins Griechische ein. Er half mir sogar eine Rede ausarbeiten, die ich beim Jugendfeste des Maienzuges in der Stadtkirche abzuhalten hatte. Ich empfing den nach altem Herkommen vom Stadtrath dafür ausgesetzten „Aargauer-Neuthaler“, und will hier nicht verschweigen, auf welche niedrige Weise ich um dieses mein erstes selbsterworbnos Geldstück, das ich mit Stolz stets in der Tasche mit mir trug, nachträglich gekommen bin. Der alte Stelzfuß Wydler, wohnhaft unter den Thoren, pflegte uns Knaben das Pulver zu verkaufen, mit welchem wir unsre Sprühfrösche und Feuerteufel verfertigten. Einst hatte ich den halben Vierling bei ihm abzuholen und legte dafür die drei Batzen hin, zu denen die Kameraden sechs Kreuzer und ich meine letzten sechs zusammen geschossen hatten. Der Krämer aber behauptete, das mir vorgewogene Pulver sei diesmal eine feinere Nummer, deren halber Vierling dreizehn Kreuzer koste. Siedend überließ mich, ich hatte den fehlenden Kreuzer nicht; aber ich war schwach und stolz genug, den Neuthaler zum Wechseln hinzulegen. Gierig griff der Mann darnach und gab mir eine ganze Hand voll schäbiger Moneten heraus. Natürlich mußte man diese bald wieder los werden gegen einen Wurstweck

oder ein mürbes Hörnchen beim Bäcker. Dies die Geschichte meines ersten Prämenthalers.

Der häufige Lehrerwechsel war uns Kantonschülern nicht günstig. Da hatten wir der Reihe nach, außer den schon vorhin genannten, die Herren Vock, Bronner, Kortüm, Gerlach, Gutmann, Fisch, Wintergerst, Belliger, Heldmann, Feer, Jeanrenaud, Bequin und noch Andere. Der Philologe Gerlach ertödtete uns die Lectüre des Livius, Sallust und Tacitus durch haarspaltende Zergliederung von Wort und Sylbe. Oft füllte die Erklärung von zwei Zeilen eines Satzes die ganze Stunde aus. Der Religionslehrer, dem gleichzeitig die neuere Geschichte übertragen war, verbrachte die Lection häufig damit, daß er einen Schüler auf den Katheder rief und die Allgemeine Augsburger Zeitung vorlesen ließ. Wir, noch ohne allen Geschmack für Politik, trieben indessen Possen und Schnickschnack. Kortüm dagegen, ein Soldat aus dem Lützow'schen Freicorps, fesselte uns um so mehr durch seine geistvollen lebendigen Vorträge aus der alten Geschichte. Stets lieb war mir inzwischen das Schul-Kadettenwesen. Anfänglich, da ich noch zu klein war, eingereiht zu werden, hatte man mich durch einen Feldweibel der Standestruppen, Namens Marti, privatim einexerzieren lassen. Später dann aufgenommen, wurde ich als Winzigster bei der Abtheilung der Voltigeurs zu unterst gestellt. Nachmals machte ich die Grade des Lieutenants und des Hauptmanns durch und beendigte 1817 meine Kadettenlaufbahn in der Stellung des Obersten, behangen mit dicken Epauletten und einer schwer bequasteten Schärpe. Ein Jahr darnach hatte ich die Schule absolvirt. Ich sollte nun durch den Director unsrer chemischen Fabrik in die Chemie eingeführt werden, um später für dieses Studium die Trommsdorfsche Anstalt in Erfurt zu besuchen. Allein unser Director hatte zu dieser Zeit schon eine auswärtige Stellung im Auge, der chemischen Fabrikarbeit gab es bei uns nicht genug, meine Studien giengen also sehr langsam vor sich. Ich ergötzte mich inzwischen an der Aufzucht von Fröschen aus dem Laich, verfertigte für das Fabrikgebäude eine Sonnenuhr und hatte mich auf dem Comptoir mit Copiren von Briefen und Facturen, mit Abzählen von Garnbündeln und Revidiren von Münzpäcklein beträchtlich zu langweilen. Dieser unerquicklichen Lage machte der liebe Vater ein Ende; er schickte mich mit meinem Bruder Karl zu einem zehnmonatlichen

Aufenthalt nach Lausanne. Hier erst lernte ich die Zeit benutzen und selbständig arbeiten. Meine Schwächen vor allem im Latein fühlend, wandte ich mich an den gelehrten Italiener Salvadori. Er erschloß mir die Klassiker und erweiterte dabei zugleich meine Kenntniß des Italienischen. Grammatik, Satzbildung, Verslehre und Rhythmus erlernte ich hier zuerst aus Horaz, dieser Dichter begeisterte mich, bis ins Kleinste wollte ich ihn verstehen, immer wieder las ich ihn durch. Jetzt erst kam ich abermals auf Livius, auf des Tacitus Agricola, auf die Aeneis zurück, Werke, die wir ehemals so vergeblich in der Schule zerblättert hatten, — da erst erkannte ich den Geist der Alten und sah, was ein von ihnen erleuchteter Lehrer zu wirken vermag. Ich schrieb selber Latein in Prosa und Versen, Salvadori gab mir bei meiner Abreise ein schmeichelhaftes Zeugniß.

Die chemischen Arbeiten und analytischen Studien blieben darüber keineswegs liegen. Stauber aus Regensburg, Verweser der Lausanner-Apotheke Mathieu, half mir eine ziemlich vollständige Mustersammlung aller pharmazeutischen Waaren zu Stande bringen. Aber nicht nur gearbeitet wurde und gestrebt, alle Leibesübungen wurden getrieben, Baden und Schwimmen, Fechten auf Hieb und Stoß; Tag-Märsche gab's bis zum Thurm Gourze oberhalb Cully. Und nach solcherlei Strapazen, welche Frugalität: Eine Schüssel gebratner Kastanien, eine Flasche neuen Weines, ein Häringsalat und ein Glas Ingwerbier.

Indessen hatte mir mein Vater seinen Entschluß gemeldet, mich zur Fortsetzung meiner Studien nach Paris zu schicken, und kurz nach Ostern 1820 war ich auf dem Wege dahin. Ich trat dorten in das Laboratorium Robiquet's, für Besuch und Benutzung hatte ich monatlich hundert Francs zu bezahlen. Von den Commilitonen, die ich daselbst traf, sind später manche zu Namen gekommen: Büssy, nachmals Professor der Apothekerschule; Boiveau, Nachfolger jener Geheimmittelfabrik, die durch den blutreinigenden Rob-Laffecteur weltbekannt geworden ist; der Schottländer Christison, besonders als Toxicologe ausgezeichnet, und Andere. Ich nenne hier nur einige unter den Arbeiten, die mir das Vertrauen Robiquet's übertrug: Auscheidung des Selen aus dem rothen Schlamm der schwedischen Schwefelsäurefabriken; Darstellung chemisch reinen Kobaltoxyds für Emailfarben; Studien über den Krapp und über Pektinsäure. In

Begleitung dieses angesehenen Mannes war es mir verstattet, viele berühmte Etablissements näher zu besichtigen: Die Spiegelfabrik zu St. Gobin in der Picardie mit ihren Schwefelsäure- und Soda-Suc-cursalen; die großen Soda-, Seifen- und Holzessigfabriken in Choisy bei Paris u. s. w. Um mehr Zeit für die Studien zu gewinnen, verließ ich endlich Robiquet's Laboratorium, begann die Vorlesungen verschiedener Professoren zu hören und verlegte meine Wohnung, um ihnen und dem Pflanzengarten näher zu sein, in die Rue de la Harpe. Bei Thenard, Vauquelin, Dülong, Clement hörte ich über Chemie; bei Biot und Gay-Lüssac über Physik, bei Cordier Geologie. Unge-mein freundlich kamen mir die Mineralogen Haüy und Alexander Brongniart entgegen; den ersteren, damals ein alternder Abbé, be-suchte ich oft in seiner Wohnung im Pflanzengarten und ließ da seinem Geigenspiel ein geduldiges Ohr; der andere, Director der Porzellanfabrik Sevres, zeigte mir dieselbe bis ins Einzelste. Ein jüngerer Arzt, der in der Salpêtrière, dem bekannten Frauenkranken-hause, und darauf in Bicetre, Strafanstalt und Irrenhaus, functionirte, verschaffte mir Gelegenheit, diese großen Institute in allen ihren Einzelheiten genau zu besichtigen, und selbst die scharf verschlossen gehaltene Strafanstalt konnte ich in der Kleidung eines ärztlichen Ge-hilfen, die Klistirspritze unterm Arm, unangefochten durchwandern. An beiden Orten assistirte ich bei Leichenobductionen, und die Ärzte versprachen mir sogar für jeden Tag ein frisches Exemplar, wenn ich mich der Anatomie widmen wolle. Jedoch ich hatte für mein eignes Fach und in der mir zugemessenen Frist noch Nothwendigeres zu thun. Ich arbeitete nun ein Vierteljahr täglich im Laboratorium und der Färberei der Gobelins unter Leitung des Präparators Daubren, und färbte hier für mich eine ganze Sammlung Wollengarne durch alle Modefarben und Nüancen, von Türkischroth an bis zum Dunkel-schwarz.

Über solchen Arbeiten war ich körperlich erstarkt und von vor-trefflicher Gesundheit. Meine Lebensweise war und blieb nüchtern; zum Frühstück ein selbstgekauftes Butterbrod, um sechs Uhr Abends die Hauptmahlzeit in einem wohlfeilen Restaurant. Gewöhnlich ein-mal in der Woche besuchte ich das Theater Français, wo der be-deutende Talma und Mademoiselle Mars spielten. Öffentlichen Spek-takeln lief ich nicht nach. Doch sah ich an Königsfesten die Wasser-

künste zu St. Cloud und Versailles springen, bestaunte die Feuerwerke, die auf den elysäischen Feldern bei der Taufe des Herzogs von Bordeaux abgebrannt wurden, und war Zeuge der Hinrichtung Louvels, der den Herzog von Berry, den präsidenten Thronerben, ermordet hatte. Geld hatte ich seit meiner Abreise von daheim noch nicht 3000 Fr. gebraucht, fast zu wenig gegenüber so vielen Bildungsgelegenheiten einer Weltstadt. Ich durfte mir das Zeugniß geben, dem Mahnworte, mit welchem mich mein Vater entlassen hatte, treulich nachgelebt zu haben. „Bring deine Zeit gut zu,“ hatte er mir gesagt; „sei höflich und artig und suche, um dies zu werden, die Gesellschaft der Frauen, ohne mit einer derselben nähere Bekanntschaft zu schließen; hüte dich vor unnöthigen Ausgaben.“ Ich hatte die Hoffnung, eine Reise durch Belgien und England zu unternehmen, um die dortige Industrie kennen zu lernen, und betrieb zu dem Ende beim alten Carlson das Studium der englischen Sprache recht eifrig. Dieser Plan wurde jedoch durch des Vaters Meldung über den Haufen geworfen: da man das Entlassungsbegehren des Directors unsrer chemischen Fabrik jeden Augenblick gewärtigen müsse, so hätte ich unverweilt heimzukehren, um mich bei jenem selbst noch mit dem Gange der Geschäfte vertraut zu machen und dann an seine Stelle treten zu können. So verließ ich denn die Stadt, der ich so vieles verdanke, die mir mit der größten Liberalität ihre Anstalten geöffnet, ihre Schätze gezeigt hatte. Der Heimweg sollte mir so viel als möglich instructiv werden. Ich begab mich daher vorerst nach Rheims, wo mir der Besuch zweier Wolltuchfabriken gestattet wurde, dann über Verdün nach Metz zur Besichtigung einer gleichen. In Nancy zeigte mir der alte Henry seine zwei vortrefflich eingerichteten Schwefelsäurefabriken mit dem damals noch seltenen Konzentrirapparat aus Platina. Zu Straßburg wurde mir der Eintritt in die beiden Schwefelsäurefabriken von Karth und von Oppermann verweigert, die königliche Stückgießerei dagegen öffnete mir ihre Thore; etliche Gerbereien und eine Kupfervitriolfabrik begegneten mir gleichfalls zuvorkommend. In Kolmar gelang es mir nicht ein einziges Etablissement zu besichtigen. Das Gegentheil wieder fand sich in Rixheim, wo die Tapetenfabrik mit ihren verschiedenen Succursalen, als Papiermühle, Wollenschneidmaschine, Farbküche und Walzendruck auf Papier, vielfach neue Anschauungen gewährte. Mit den Köchlin'schen Kattundrucke-

reien und Maschinenwerkstätten zu Mülhausen schloß ich diese zahlreichen Inspectionen und stand am Morgen des 20. Weinmonats 1821, als ich die Thüre unsers Hauses kaum zur Hälfte geöffnet hatte, vor meiner lieben Mutter.

Ruhig und nach dem herkömmlichen Gang der Dinge verlief nun das nächstfolgende Jahr, bis es mit einem herben Schlage schloß. Ich gewöhnte mich in das Fabrikgeschäft ein, machte die Militär-instruction als Offiziers-Aspirant mit, und brachte meine freien Abende meist zu Hause zu, ohne mich von den wenigen Unterhaltungen einer Kleinstadt gerade auszuschließen. Ein zu Ehren der Frau Fürstin von Hohenlohe-Schillingsfürst, die damals hier privatisirte, veranstalteter Ball zählte auch mich mit unter den Tänzern. Sogar das Theater besuchte ich, das unter der Direction des lange genannten Verfassers von Volkschauspielen Michel Heigel auf der sogenannten Tuchlaube sich producirte. Das äußerst primitive Lokale, ein bretterner Saal, der auf dem Gewölbe der städtischen Schlachtbank ruhte, veranlaßte den Director selbst zu folgendem improvisirten Bühnenwitz: Zwölf Batzen bezahlt man hier am ersten Platz, im Parterre dagegen acht Kreuzer fürs Pfund. — Meine Wohnung hatte man mir inzwischen neben unsrer Fabrike auf der Delle recht freundlich hergerichtet und meine Mutter kam noch im rauhen Dezembermonat selber hinab, nachzusehen, was etwa weiter an Ausrüstung und Geräthschaft mangle. Es sollte ihr letzter Gang sein. Wenige Tage nachher klagte sie über Unwohlsein. Sie suchte den Grund in dem Verdrusse über ein Schulzeugniß, das einem der Kinder falsch und lieblos ausgestellt, und zur Kränkung für die Familie überdies bei den Mitgliedern des Schulrathes in Circulation gesetzt worden war. Als ich sie am Morgen des 28. Christmonats besuchte und um ihr Befinden fragte, drückte sie mir wehmüthig die Hand und erwiderte nur die zwei Worte: Ach, Fritz! Nachts darauf verschied sie in meinen Armen. Das waren schwere Stunden! Ach und die Möglichkeit noch schwererer, wie hätte ich junger Mensch sie damals geahnt?

Vom Eintritt ins praktische Leben bis Ende 1837.

Mit dem drückenden Gefühle der Vereinsamung und Leerheit warf ich mich nun ins Geschäft. Ich war alleiniger Director unsrer Fabrike chemischer Producte und Theilhaber dabei für den fünften Theil. Zugleich stand eine Erweiterung unsres Etablissements damals schon in Aussicht und hat später seine vollständige Ausführung gefunden. Wir gedachten nämlich das vor dem Westthore zu Waldshut vortrefflich gelegne, aufgehobne Kapuzinerkloster anzukaufen, und ich begab mich dahin zu einer Besprechung mit Herrn von Eichthal (vormalige Firma: David Seligmann), der uns in Karlsruhe die großherzogliche Bewilligung zur Errichtung einer chemischen Fabrike zu erwirken versprochen hatte. Vor der Hand wurde das alte verwüstete Klostergebäude in eine hübsche Wohnung umgewandelt und an der neuen Salzsäurefabrik eifrig gebaut. Dieses anstrengende Doppelgeschäft entfremdete mich jedoch nicht den öffentlichen Angelegenheiten. Ich machte den Offizierkurs mit, trat der kantonalen Kulturgesellschaft, sowie der schweiz. naturforschenden Gesellschaft bei, und lernte die Gebirgswelt auf mehreren größeren Excursionen kennen; allein Trost brachte ich aus all diesen Zerstreuungen nicht mit heim. Da nahm sich der Vater meiner an und widmete mir 1824 den rührenden Neujahrswunsch, daß die Leerheit und Oede meines Innern endlich ausgefüllt werden möge durch jenen geliebten Gegenstand, der für mich in der Familie Herose vorhanden sei. Dieser Herzenswunsch des Vaters und des Sohnes gieng rasch in Erfüllung; am 29. April wurde mir Henriette Auguste Herose in der reformirten Kirche zu Baden angetraut. Nun flossen Wochen, Monate und Jahre dahin unter Arbeit und Heiterkeit, unter Liebe und Vertrauen. Fünf Kinder entsproßten unsrer Ehe, darunter Emil, der erstgeborne, und Louise, die jüngste. Allein seitdem mir dieses letzte Kind geschenkt war, es geschah an meinem eignen Geburtstage, 12. Weinmonat 31, trat bei der Mutter eine Reizbarkeit und Aufgeregtheit ein, die mich erschreckte. Rasch steigerte sich das Übel und bald umdunkelte trübe Nacht den Geist der Armen. Ich verweile nicht bei den

langen, fürchterlichen Zeiten, die jetzt anbrachen, die unter ewigem Hoffen und Harren leider sich nicht mehr ändern sollten, mich an den Rand der Verzweiflung brachten, ja mich selber dem Wahnsinn zu überliefern drohten. Eine Geliebte erkranken und hinsterben sehen, ist ein niederdrückender Schmerz; was aber ist er im Vergleich mit dem, ihre herrliche Seele langsam vergehen zu sehen, während ihr Körper ausdauert in unwürdiger Stärke und Thätigkeit, auf den gefährlichsten Abwegen blindlings fortwandelt und behaftet bleibt mit der einen gegen sich und Andere gekehrten Zerstörungsfucht! Die Kranke in die entlegne Fremde fortführen zu den verschiedensten Ärzten und deren oft grausam quälerischen Kurversuchen; hierauf sie wieder in den heimatlichen Kreis zurücknehmen — hier wie dort ohne den mindesten Erfolg; und dennoch der gleichen Hoffnung, je geringer sie auch wird, tagtäglich treubleiben und nachleben — ich schweige zerrissnen Herzens.

Wieder einlenkend in den Bericht über meine geschäftliche und öffentliche Thätigkeit, ist hier noch einiges aus früherer Zeit nachzutragen. Neben dem Militärwesen blieb die Naturwissenschaft, namentlich Mineralogie und Ornithologie, mein Lieblingsfach. Eine hübsche Anzahl ausgestopfter Vögel, die ich dem österreich. Major Schäfer in Bregenz abgekauft hatte, bildeten den Kern meiner späteren reichen Sammlung. Um einen Apparat aus Platina zur Concentration der Schwefelsäure zu bestellen und um zugleich die Bezugsquelle für steinerne Ballonen zur Salzsäurefabrikation kennen zu lernen, reiste ich nach Rouen und Beauvais, wurde aber zu Paris von der großen Julirevolution überrascht. Für mich war diese Volkserhebung eine gewaltige Erscheinung. Karl der Zehnte vom Thron gejagt, der Kampf zwischen Volk und Militär, der Rückzug des Letzteren, der Jubel der Sieger, die Sammlung und Bestattung der Todten, die Wiederherstellung der Ruhe durch Lafayette und Louis Philipp — wie mächtig regte dies alles mich auf. Am Rock die dreifarbige Kokarde tragend, in der Hand ein mit Nägeln gespicktes Kreuzholz, das aus dem Fenster eines demolirten Gendarmeriewachthauses gerissen war, stieg ich über die Barrikaden, als gehörte ich mit zu den Massen und hätte Theil an der Bewegung.

Kaum wieder zu Aarau angelangt, sah ich das französische Gewitter sich über Europa entladen und sogar den kleinen Aargau

mitentzündeten. In diesem noch so jugendlichen Kanton hatte sich die bekannte Behauptung, daß jede Regierung vom freisinnigen Wege nach und nach auf den conservativen übergehe, damals schon erwahrt. Die lange zwölfjährige Amtsdauer des Großen Rathes und des Regierungsrathes, die beschränkte Gewalt des ersteren gegenüber dem letzteren war Vielen im Lande ein Anstoß. Besonders einige junge, noch unbeschäftigte und reformlustige Rechtsgelehrte verallgemeinerten in Form von Petitionen und Protestationen das Mißvergnügen, während die Kurzsichtigen unter dem katholischen Klerus eifrig beistimmten, weil sie hofften, nach der von ihnen unbezweifelten Unterdrückung und Bestrafung der Schreier, selber zu gewinnen und wieder zur vormaligen Macht zu gelangen. Der Gr. Rath hatte bisher in das Begehren nach einer Verfassungsrevision nicht einwilligen wollen, und die Regierung glaubte dem Drängen Einhalt thun zu können, wenn sie nur den Finger erhebe und einen Schein von Gewalt blicken lasse. Als daher im Freiamt sich bewaffnete Haufen bildeten und durch Zuzüge aus dem benachbarten Luzernergebiet verstärkt wurden, bot sie Truppen auf und meinte durch dieses Drohmittel zu wirken. Allein die Truppen zeigten Unmuth und dieser wuchs, als man — halbe Maßregeln liebend — sie zwar mit Waffen ausrüstete, aber ohne alle und jede Munition nach Lenzburg hin vorrücken ließ. An dieser Taktlosigkeit scheiterte Ordnung und Gehorsam. Sobald die Freiämter Schaaren, von diesem Hergang unterrichtet und durch ihn ermuthigt, sich Lenzburg näherten, flohen die daselbst aufgestellten Regierungs-Truppen in voller Auflösung, und ihnen nach über Hunzenschwyl drängte der Landsturm gegen Aarau heran. Es war am Abend des 6. Decembers, als dahier das Bataillon Lützelschwab, bei dem ich als Aidemajor stand, bis zum Pulverhaus auf dem Kreuzungswege zwischen Suhr und Buchs vorgeschoben und endlich auf festes Begehren mit scharfer Munition versehen worden war. Wir standen in Linie mit geladenen Gewehren, entschlossen den anrückenden Gegner zurückzutreiben. Da kam plötzlich des Obercommandanten Befehl, uns in die Stadt zurückzuziehen und hier aufzulösen. Auf diese Kunde warfen die Soldaten die Ausrüstungsgegenstände von sich, mehrere Offiziere zerbrachen ihren Degen, die Leute entliefen in ihre Dörfer. Beim Einbruch der Nacht versuchte ich nochmals, recognoscirend bis zum Pulverhaus vorzugehen; allein schon auf halbem Wege kam

mir die Vorhut des Landsturms entgegen geritten; der Ammann Geißmann von Wohlenschwyl an ihrer Spitze rieth mir zum unmittelbaren Heimgehen, denn in geringem Abstände folgte das Groß des Feindes mit vielen Gefangenen. Ich kehrte um, nun nach meinem Bruder suchend, der jenes Tages bei den nach Lenzburg vorgeschobenen Compagnieen als Lieutenant gestanden hatte; erst gegen Morgen kam er nach längerem Umirren in Wald und Sumpf über Schafisheim und Rohr nach Hause, den Keim seines späteren Brustübels mit sich bringend. Der Landsturm zog, 4000 Mann stark, in die Stadt ein und bemächtigte sich des Zeughauses. Die Regierung, inzwischen auf dem Rathhause in Permanenz, erwartete hier die Führer der Bewegung. Bald hatte man sich über die sofortige Einberufung des Gr. Rathes verständigt, der dann wenige Tage später, „nachgebend dem Drang der Umstände“, den Schleier der Vergessenheit über die stattgehabten Vorfälle warf und die Wahl eines Verfassungsrathes zur Entwerfung einer neuen Verfassung beschloß. Die Regierung dankte ab.

Im Jahre 32 als Stabsoffizier brevetirt, wurde ich in die aargauische Militärcommission berufen und trat bald darauf auch in den Schulrath des Kantons und in den für die Kantonschule ein.*

Im Jahre 34 wählte mich meine Vaterstadt zum Mitglied des Gr. Rathes. Damals im Sommer hatte ich als neuernannter Oberstlieutenant ein aargauisches Bataillon an den großen Truppenzusammenzug zu führen, der unter dem Oberbefehl des eidgenöss. Oberst Hirzel, des Mannes mit dem eisernen Stirnband, zu Thun stattfand. Im Hauptlager auf der Almend, wo Oberst Düfour war und Prinz Louis Napoleon als Berner Artilleriehauptmann diente, mag damals wohl besser agirt worden sein. Für mich aber verfloß die Zeit ziemlich ergebnislos. Mein Bataillon hatte das Lager bei Uetendorf (Pfarrei Thierachern) zu beziehen, in der Brigade a Bundi, Division Luvini. Das Quartier war das elendeste und hilfloseste. Jeder Zusammenhang fehlte. Der Obercommandant war vorzugsweise Artillerist und bei den Infanteriemassen nicht recht daheim; Oberst Luvini, ein ausgezeichnete Redner und galanter Herr, der sich alle Tage hübsch

* Inzwischen hatte Frey-Herose ein Jahr lang die durch Prof. Meiers Tod an der Kantonschule erledigte Lehrstelle für die naturwissenschaftlichen Fächer zu verwesen.

frisieren ließ, zog Gesellschaften dem entlegnen Uetendorf vor; Oberst a Bundi war ein kühner Haudegen, aber kein Lehrer und Theoretiker und konnte durch seinen Adjutanten, den poetischen Stabshauptmann Christ, keineswegs unterstützt werden. — Im Wintermonat 35, als die Bevogtung der aargauer Klöster und die Eidverweigerung der Priester Unruhen in der katholischen Bevölkerung hervorrief, wurde das Freiamt militärisch besetzt und mein Bataillon mußte voran. Dieses rasche Einschreiten genügte. Schon an demselben 6. Dezember, an dem vor fünf Jahren der Landsturm nach Aarau gezogen war, konnte ich mein Hauptquartier zu Bremgarten wieder aufheben und wurde mit Dank entlassen.

Belebend und ermunternd wirkte eine neue Arbeit auf mich ein. Wir hatten beim Wasserwerk an der Aare schon vor ein paar Jahren eine mechanische Weberei errichtet und beabsichtigten nunmehr den Bau einer eignen Baumwollenspinnerei, um uns unabhängig zu machen von andern Spinnereien, deren Garne uns nicht immer zufrieden stellten. Das war denn eine große Unternehmung für uns und mit mächtigen Naturhindernissen verbunden. Der abscheuliche Winter von 36 auf 37 war an Regengüssen so reich und schwellte die Aare wiederholt so gewaltig an, daß jene theuern Arbeiten, welche die Stadt Aarau an die Reparatur und dann an den Neubau der Aarbrücke verwendete, alle wieder vernichtet wurden. Gleichwohl setzten wir muthig unsre Bauten fort, und obschon sie noch schwieriger wurden, als man an die Kanalbauten gieng und Kropf und Seitenmauern unter Wasser herstellen mußte, so gelang doch das Werk zu vollkommener Zufriedenheit.

Gleichzeitig traten damals äußere Umstände ein, die für meine ganze Zukunft von höchstem Einflusse wurden. Der Gr. Rath und die Hälfte der Regierungsmitglieder sollte neugewählt werden, und um mich von der Wählbarkeit in den Regierungsrath ferne zu halten, mußte man meine Wiederwahl in den Gr. Rath hintertreiben. Letzteres gelang, denn meine Vaterstadt wählte durchaus conservativ und so war ich hier beseitigt. Diese örtliche Parteitaktik entmuthigte indeß meine Freunde nicht. Als bald fielen im Wahlkreis Otmarsingen von 540 Stimmenden 440 mir zu. So war ich denn wieder im Großen Rathe, und als dieser darauf die Regierung zu ergänzen hatte, gieng, neben den Namen Eduard Dorer und Augustin Keller, auch meiner

mit aus der Wahlurne hervor. Sollte ich die Stelle annehmen? Ich schwankte; aber mein Vater und die Freunde redeten zu, hatte ich doch, sagten sie, schon seit Jahren im Fache des Militär- und des Erziehungswesens fleißig mitgearbeitet. Noch immer tief gebeugt in meinem Innern, glaubte ich, durch treue Erfüllung der neuen Pflichten Zerstreuung für meinen Kummer finden und zugleich dem Vaterlande nützen zu können. Jetzt nach sechs unsäglich langen Jahren war an die Stelle des brütenden Schmerzes ein melancholisches Gefühl von Verlassensein, von Entsagung und Ergebung getreten, öffentliche Thätigkeit konnte es mildern und diese Hoffnung mich trösten.

So leistete ich denn am 22. Christmonat 38 den vorgeschriebenen Amtseid als Regierungsrath.

Begebenheiten von 1838 an. Freiämter Insurrection. Klösteraufhebung.

Unser regierungsräthliches Collegium, damals noch Kleiner Rath betitelt, bestand aus neun Mitgliedern. Es trat mit dem einmüthig ausgesprochenen Vorsatz ins Amt, sich der redlichsten, uneigennützigsten Verwaltung zu bestreben, fleißig zu sein, neben voller Freiheit für die einzelne Meinung Spaltung zu vermeiden, die Ansichten des Volkes zu erforschen und die berechtigten möglichst zu erfüllen. Bald schloß sich ein inniges Freundschaftsband zwischen mir und dreien meiner Collegen, die ich hier in ein paar Linien silhouettire.

Joseph Wieland von Rheinfelden, Med. Dr. Er war geboren zu Säckingen als Sohn des dortigen großherzoglich-badischen Oberamtmanns. Ein durchgebildeter, lebenswürdiger und energischer Mann, reich an Verstand und Gemüth, von vielfachen Kenntnissen und Gaben, Componist, vortrefflicher Pianist und Sänger, ein Grundstein des Rathes.

Augustin Keller von Sarmensdorf, Philologe, bisheriger Seminar-director; das Erziehungswesen vor Allem liebend, aber auch keinem andern Staatszweige fernbleibend; beredt, doch nicht selten allzubreit

in seinen Vorträgen, nach Lehrermanier; einsichtig und wohlmeinend durch und durch, ein wahrer Volksfreund.

Franz Waller, ursprünglich von Zug, nachmals eingebürgert zu Eggenwil, Bez. Bremgarten, brachte seine reiche Praxis als Rechtsanwalt dem neuen Amte großsinnig zum Opfer. Ein unbeugsamer Schützer des Rechts, warmer Patriot, voll Willenskraft, scharfsichtig und klar, ein feuriger, bilderreicher und überzeugender Redner, kühn und tapfer.

Soll ich nun von unsrer gemeinsamen Thätigkeit ein Übersichtsbild geben, so kann ich dabei manche Einzelheiten nicht ganz ausschließen, die, wenn sie zum Theil sogar klein und geringfügig scheinen, eben unsre damalige Lage mitbezeichnen. In Fragen der Gesetzgebung und Vollziehung gab es in allen Zweigen der Verwaltung vieles zu thun. In die Finanzbranche gehörte nicht nur die allgemeine Staats- und Klostergutsverwaltung, sondern Postwesen, Ohmgeld, Jagd und Fischerei, Salzregal, Stempeltaxe. Im Bauwesen nahm die Frage der Verbauung der Reuß bei Windisch durch die Kunz'schen Fabriken eine wichtige Stelle ein, da durch die neuen Eindämmungen daselbst die Flußschiffahrt sehr erschwert worden war. Die Polizei (nebst dem Militärwesen damals unter meinem Präsidium) hatte außer ihren gewöhnlichen Geschäften — Niederlassung, Pässe, Wanderbücher, Heimatlose, Landjäger-Organisation u. s. w. — ganz besonders mit Fragen der Gewerbsfreiheit, Flußpolizei und des Hausirhandels zu thun. Das Verbot aller Lotteriespiele sowie einer damals versuchten Spielbank zu Baden, sodann genaue Handhabung der Wirthschaftspolizei, namentlich abzielend auf Verminderung der unzähligen Pintenwirthschaften und Kneipen, führte ich streng durch. Mit drei fremden Staaten wurden Freizügigkeitsverträge abgeschlossen, mit dem Kanton Zürich Collaturabtretungen verhandelt, die Brückenzölle der Städte Baden, Brugg und Rheinfelden geordnet und, um auch aus dem eigenen Rathhause einen idyllischen Zug zu melden, das Mitführen von Hunden auf die Kanzleien und das Tabakrauchen daselbst wurde abgeschafft.

Im Herbst tauchte die Angelegenheit des Prinzen Louis Napoleon auf. Frankreich verlangte dessen Ausweisung aus der Schweiz, obschon derselbe thurgauischer Ehrenbürger und bernischer Artilleriehauptmann war. Viele Kantone und Volksversammlungen erhoben

ihre Stimme dagegen, allein um so drohender wurde Frankreich; der französische General Aymard, damals im Jura-departement commandirend, verlangte Marschbefehl: „pour pouvoir mettre à l'ordre les turbulents voisins.“ Am 11. Weinmonat beeidigte ich mein früheres Bataillon, man rückte an die Westgrenze. Allbekannt ist es, wie der Prinz dann plötzlich die Schweiz verließ und nach England gieng. Damit war das Kriegsobject in sich zusammen gefallen und die Truppen zogen heim.

Ein anderer stiller Krieg, den uns die Klöster bereiteten, dauerte inzwischen fort und erforderte vielseitige Abwehr. Man mußte ihren verheimlichten Schuldtiteln nachspüren, die Wettinger Klosterschule aufheben, das Privatvermögen (peculium) der Mönche von Muri und Wettingen unter die Controle der staatlichen Verwalter ziehen, einem aus dem Orden getretenen Wettinger Conventualen eine persönliche Jahrespension von Fr. 1200 a. W. zusprechen. Man mußte neuerdings untersuchen, ob die Kapuziner überhaupt Vermögen besitzen, ob sie bei uns Hilfspriester sein können; die Wahl ihres neuen Guardian P. Theodosius zu Baden, dessen Fanatismus uns nachher noch beschäftigen wird, hatte man nolens-volens zu genehmigen und seinem Convent überdies ein Faß Salz zu schenken. Der Abt Ambrosius von Muri mochte sich der Staatsverwaltung nicht unterziehen und war 1835 unter Mitnahme von Preziosen und Schuldtiteln, im Betrag von circa 350,000 Fr., ins Kloster Engelberg nach Unterwalden entflohen. Als er daselbst Anno 1838 gestorben war, hatte sein Amtsnachfolger P. Beat dessen Hinterlassenschaft in Engelberg zu reclamiren, und da diese Forderung als fruchtlos geschildert worden, wurde Hr. Waller dahin abgeordnet. Wohl versuchte man nun daselbst allerhand Hindernisse aufzufinden und in den Weg zu legen; uneingeschüchtert jedoch behändigte der Abgesandte den aus dem Aargau entführten Schatz. Die Schuldtitel bestanden hauptsächlich in Verschreibungen v. J. 1766, lautend auf den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, sodann in fürstlich Fürstenbergischen und solchen auf den Freih. von Allmendingen ausgestellten Obligationen. Sie betrugen zusammen 225,000 Gl., die versiegelte Baarsumme des Abtes 7258 L. a. W. Die Insignien und Preziosen wurden dem am 5. Christmonat 38 neugewählten Murensen Abt P. Adalbert (Regli aus Urseren) übergeben. Als mir derselbe alsbald hernach seine Auf-

wartung machte, empfing ich ihn gut und höflich, gratulirte ihm zu seiner Erhebung und sprach ihm dringend zu, dieselbe zu verwenden, um das Kloster freundlich gegen den Staat zu stimmen, für das Volksschulwesen günstig zu wirken, sich der Beunruhigung der Gemüther zu enthalten und den Verfügungen der Regierung, welche die Welt und deren Bedürfnisse besser kenne als der in seine Clausur zurückgezogene Orden, Nachachtung zu verschaffen. So könne man gegenseitig in gutem Verhältnisse leben, während die Folgen des Gegentheils bereits sichtbar geworden seien in der Aufhebung der großen St. Galler Abtei Pfeffers. Adalbert versicherte, die Klöster selbst seien keineswegs Mitursache der Vorurtheile, welche man gegen sie hege und verbreite. Ich aber erwiederte, das Mißtrauen sei noch bis auf die letzte Zeit dadurch genährt worden, daß die Conventualen, trotz der „bei Männerwort und Priestertreue“ gemachten Angabe ihres Besitzstandes dennoch, wie sich evident erwiesen, allerhand Vermögenstheile verheimlicht haben. Er erklärte, daß dieses nur aus eignem Irrthum entstanden sei und keineswegs aus Absicht; letztere sei ihrerseits die treueste und beste, um so mehr, da die Klöster wohl wissen, daß sie des Staatschutzes bedürfen. Alles Gute versichernd, verabschiedete er sich.

Von meiner Privatthätigkeit nur ein kurzes Wort. Ich war damals ein schwerkämpfender Fabrikant. Als nach und nach unsre Spinnerei auf der Delle an der Aare in Gang gesetzt wurde, mußte ich mich häufig recht anstrengen, um neben den Staatsgeschäften aller Art, hier die nothwendige Aufsicht fortführen zu können. Durch täglichen Ausritt und Übungen mit dem Wurfstock bewahrte ich mir die körperliche Elastizität. Gegen den in manchen Stunden wiederkehrenden Lebensüberdruß besuchte ich im Sommer das bei Sursee zusammengezogene Übungslager und durchstrich hierauf botanisirend den Rigi nach allen Richtungen. Mein Mentor und Begleiter auf diesen Bergtouren war Freund Fleischer, * der luchsäugige Pflanzenkenner und Geognost.

Mit dem Jahre 39 nahm ich als neugewählter Landammann Besitz vom Präsidentenstuhl des Kleinen Rathes, und die Collegen gewährten

* Dr. M. Franz Fleischer aus Sachsen, damals Professor der Naturwissenschaften an der Kantonsschule, wurde als solcher 1840 an die württembergische Akademie in Hohenheim berufen.

mir reichlich die Nachsicht und Unterstützung, um die ich sie gebeten. An Geschäften war kein Mangel. Zollangelegenheiten, Expropriationsgesetz, Markt- und Hausirordnung, Hypothekarordnung, Viehpolizei, Gerichts-, Forst-, Besoldungs-, Jagd- und Militärwesen; das Verhältniß unsrer beiden israelitischen Gemeinden zum Staate; Klosterpetitionen um Gestattung neuer Novizen-Aufnahmen, Kapuzinerumtriebe im Bezirk Baden; Verhandlung mit dem Kloster Engelberg über Abtretung von Collaturen; Triangulation des Kantons, nebst Zeichnung und Stich der großen Kantonalkarte; sogar eine lächerliche Gespenstergeschichte, die zu Aarau im Hause Scherenbergs gespielt hatte — Alles, ohne Wahl, wurde der Regierung zur Behandlung vorgelegt. Schon damals betrieben wir bei den Mitständen die Einbürgerung der unserm Kanton zugewiesenen, 1107 Seelen betragenden Ewigen Einsassen, Landsassen und Heimatlosen — eine Frage, die noch lange Jahre nachher unerledigt blieb. Bei einer am Vorort Zürich tagenden Konferenz über Einführung einer einheitlichen Münze besprach ich den Anschluß an den französischen Münzfuß. Diese meine Motion war zwar eine vergebliche, jedoch trat dann der Aargau dem Münzconcordat von 11 Kantonen und zwei Halbkantonen bei. In diese Zeit fällt auch meine Ernennung zum eidgenössischen Obersten.

Ein Geschäft, bei dem ich von nun an und so lange ich in der Regierung blieb, alljährlich mitzuwirken, ja es im Grunde fast allein zu versehen hatte, war die Ausarbeitung der Instruction für die jeweilen an die Tagsatzung gewählten aargauischen Gesandten. Dies führt mich auf die an den Tagsatzungen verhandelten Hauptfragen über die damaligen politischen Veränderungen in den Kantonen Wallis, Zürich und Tessin. Da ich aber keine Geschichte dieser Länder zu schreiben habe, so werde ich nur das Nothwendige hier anführen, so weit nämlich jene Vorgänge auf den Aargau und dann indirect auf mich selbst zurückwirkten.

Seit Beginn des Jahres hatten die Unruhen im Wallis die Eidgenossenschaft beschäftigt und uns gleichsam constant aufs Piket gestellt. Unterwallis drang auf eine neue Verfassung, in welcher seine Rechte nicht mehr hinter denen des Oberwallis zurückständen. Dieses letztere aber setzte den starrsten Widerstand entgegen. Nun ernannte jeder Landestheil seine eigne Regierung, und dadurch sah sich die Tagsatzung zur Erklärung genöthigt, es müsse unter ihrem Schutze

eine gemeinsame Verfassung ausgearbeitet werden. Dieses Werk wurde schließlich zwar mit einer großen Mehrheit angenommen, da aber Oberwallis dennoch fortfuhr, zu widerstreben, so wurde es nun Aufgabe der Tagsatzung, das unter ihrer Ägide ausgearbeitete Verfassungswerk zur Gültigkeit zu bringen. Da wurde sie in ihrer Thätigkeit plötzlich gehehmt. Denn die Regierung des Kantons Zürich löste sich auf, durch einen Handstreich gesprengt, und da Zürich damals zugleich Vorort war, so sah sich die eben versammelte Tagsatzung ihres Hauptes beraubt. Doch auch dies Ereigniß wieder bedarf einer kurzen Auseinandersetzung.

Zürich stand in der Schweiz seit langem an der Spitze der Intelligenz und arbeitete besonders seit dem Jahre 1831 unverdrossen an der Hebung von Einsicht und Volkswohl. Mit gleicher Energie sorgte es für die Volksschule wie für die obersten Lehranstalten. Dadurch aber wurde das Unterrichtswesen der bisher allein mächtigen Hand der reformirten Geistlichkeit entzogen und diese erweckte und verbreitete seitdem im Stillen Mißtrauen. Als nun Anfangs 39 an dortiger Universität ein theologischer Lehrstuhl sich erledigte, wurde, nach verschiedenen Kämpfen im Erziehungs-, im Regierungs- und im Großen Rathe, an denselben der junge Tübinger Gelehrte Dr. David Strauß berufen, der bekannte Verfasser des Lebens Jesu. Laut erhob sich alsbald die Geistlichkeit. Man bildete Bezirksvereine gegen die sogenannte Straußenpartei, ein Fabrikant, Hürlimann-Landis, trat an die Spitze des „Glaubenscomité's“ der Religionsfreunde. Die Regierung wurde schwankend, der Gr. Rath ängstlich, — stand doch sogar die fernere Existenz der neu gegründeten Hochschule auf dem Spiele, und so beschlossen sie denn zuletzt die Pensionirung des Neu-berufenen, sogar bevor noch derselbe seine Stelle hatte antreten können.* Auch dies war vergebens. Man wollte den Umsturz und nichts anderes. Am 6. Herbstmonat zog der Landsturm von Oberstraß her in Zürich ein, zwar Psalmen singend, aber bewehrt mit Flinten, Sensen und Flegeln, an der Spitze der Orientalist Bernh. Hirzel, Pfarrer von Pfäffikon. Ein kurzer Kampf gegen eine Handvoll aufgestellter Truppen, der übrigens zu deren Vortheil ausfiel, forderte

* Die ihm lebenslänglich ausgesetzte Pension von Fr. 1000 vergabte Dr. Strauß auf der Stelle dem Zürcher Blinden-Institut.

unter andern Opfern auch den Regierungsrath Dr. J. Hegetschweiler (Verfasser der Flora der Schweiz, ehemals Zögling der Aarauer Kantonschule), der eben im Begriffe war, dem Militärcommandanten den Befehl zu überbringen, das Feuer einzustellen und die Truppen zurück zu ziehen. Er fiel durch einen Musketenschuß. Die abgetretene Regierung reconstructirte sich zwar bald wieder und wählte den gewesenen Bürgermeister Heß wiederum zum Regierungspräsidenten, somit also zum Vorsteher des Vorortes und der Tagsatzung. Es konnte daher auch die Letztere ihre inzwischen suspendirt gewesenen Verhandlungen wieder fortsetzen; allein dieser Erfolg der Reaction mitten in einem Centralpunkte der Bildung, dieser sogenannte „Züriputsch“, oder wie ihn die Starkgläubigen und theologischen Rabulisten nannten, diese „schöne Bewegung“ wirkte weithin in verderblichster Weise auf die fernere Entwicklung der ganzen Eidgenossenschaft. Das Zürcher Septembersystem drohte nun sogar ein vorörtliches zu werden. Rasch kam es zwischen Ober- und Unterwallis zu militärischen Actionen. Ebenso erhob die Tessinische Ultrapartei ihr Haupt, löste die Schützenvereine auf, verfolgte die Gebrüder Ciani, reiche Lombarden, indem sie den einen aus dem Gr. Rath stieß und Beide ihres rechtskräftig erworbenen tessinischen Bürgerrechts beraubte; auch unsern Aargauer Bürger Grillenzoni (eingebürgert in Endingen) verwies sie seines erklärten Freimuthes willen des Landes. Freilich war auch diesmal in beiden Kantonen die Gewaltthat nicht von Dauer. Das freisinnige Unterwallis gewann und behielt die Oberhand. In Tessin bewaffneten sich 600 Schützen aus dem Zeughaus in Lugano und zogen unter Oberst Luvini nach Locarno, dem damaligen Regierungssitze. Der Staatsrath dankte ab und der neugewählte annullirte sofort die Ausweisungsdekrete etc. des Vorgängers.

In ähnlichen Verwicklungen lag dazumal der Aargau und sollte bald noch schwereren entgegen gehen. Die zehnjährige Frist, für welche unsre Verfassung ihren unveränderlichen Bestand hatte, lief mit dem nächstkommenden Jahre 40 ab und so stand eine Revision derselben in unzweifelhafter Ausficht. Um hiebei allzugroßen Aufregungen vorzubeugen, hatte ich auftragsgemäß in einer Dreier-Commission die zu ergreifenden Maßnahmen einstweilen berathen. Allein durch die Ereignisse in Zürich ermuthigt, strebte auch bei uns die klerikale Partei nach solchen Verfassungsveränderungen, welche der

Geistlichkeit die alte Macht wiedergeben sollten. Während sie klüglich im Stillen fortarbeitete, um keinen energischeren Widerstand zu veranlassen, ergaben sich mehrere meiner Raths-Collegen so unendlich verklügelten langen Reden und zukunftslosen Klopffechtereien, daß ich darüber zuletzt die Geduld verlor und beim Gr. Rathe um Entlassung aus der Regierung einkam. Fünfzig Offiziere aller Waffen und aus allen Bezirken erschienen hierauf als Abgeordnete des kantonalen Militärvereines bei mir und suchten meinen Entschluß zu ändern. Auch der Gr. Rath entsprach meinem Entlassungsbegehren nicht. Nachdem ich nun bedachte, daß man bei der stets krauser werdenden Lage meinen plötzlichen Weggang als Eigensinn, ja als Feigheit mißdeuten möchte, und daß mein Wort einigen schwächeren Collegen wohl noch Halt und Richtung geben könnte, entschloß ich mich zum Ausharren und trat so in das unruhige Jahr 40 hinüber.

Volksversammlungen fanden nach allen Himmelsgegenden statt, Ämtersucht und Mißtrauen sprachen hier auf der Rednerbühne, Religionsgefahr drohte dorten von der Kanzel herab. Die Oberleitung der Schulen sollte durchaus der Geistlichkeit übergeben und der Lehrstand zu deren blindem Werkzeug herabgedrückt werden, denn, hieß es, der Staat müsse wieder ein „ächt christlicher“ werden. Gewisse Zeitungen wimmelten damals von Vorwürfen, namentlich gegen einige vom Staate berufene landesfremde Lehrer; man schob sie dem Volke vor als Popanze. Während Dr. Wieland und ich uns abwechselnd in die schulrätthlichen Präsidialgeschäfte zu theilen hatten, bildeten eine besondere Episode jene übertriebenen Beschwerden gegen Hrn. Ernst Ludwig Rochholz von Ansbach, Professor an der Kantonschule, der irreligiöse und antichristliche Lehren vor den Schülern laut werden lasse. Dies waren nur Plänkeleien, bald wurde man aggressiv. Die von der Regierung den geistlichen Anklägern ertheilte Antwort lautete abweisend: „Wir dürfen mit aller Zuversicht annehmen, es werden die Aufschlüsse und Winke, welche wir hierüber dem Ehrw. reformirten Generalkapitel zu geben im Falle waren, ihren beruhigenden und überzeugenden Eindruck nicht verfehlen.“ Rechensch.-Bericht v. 43, S. 47. Schon der Rechensch.-Bericht v. 39 hatte S. 117 erklärt: „Die Angriffe, welche man zur Zeit des Zürcher-Straußenkrieges gegen die aargauische Lehrerschaft machte, wollten den gehofften Anklang nicht finden. Es gehört in der That viel dazu,

Lehren und Grundsätze der Moral und Religion, wie sie in besten Treuen vom Lehrstuhle herab vorgetragen werden, noch der Gottlosigkeit und Irreligiosität bezichtigen zu dürfen. Die Lehrer werden Angesichts ihrer Schüler und des Landes in dieser Beziehung keinen Ankläger fürchten, so frech und schlecht oder hochgestellt in Kirche und Staat er sei.“ Dieses amtliche Referat stammte von Augustin Keller. Schon am 9. Januar 40 berichtete das Polizeidepartement über die Umtriebe des sg. „Bünzner-Comités“, eines nach dem Freiämter Dorfe Bünzen benannten Vereins katholischer Ultra's.

Die an der Spitze stehenden Kampfhähne waren nachfolgende. Großrath Dr. Jak. Ruepp von Sarmensdorf, alt Gerichtsfreiber; er hatte als früherer Regierungs-Sekretär in einem besondern Bericht vom Jahre 1834 die Annahme der Badener Conferenzartikel warm empfohlen. Großrath Anton Weißenbach von Bremgarten, Fürsprech, hatte einst im Concordatskampfe gegen die Curie mitgewirkt und sich dafür einen silbernen Ehrenbecher erworben. Diese beiden waren also Renegaten des Liberalismus. Dr. Job. Bapt. Baur war Murensen Klosterarzt und verfaßte eine in 4000 Stück verbreitete Flugschrift: „Neue wichtige Bedenken über Annahme oder Verwerfung des neu revidirten Verfassungs-Entwurfes, dem aarg. Volke, besonders dem kathol. Theile desselben zur Beherzigung vorgelegt“ — worin er den reformirten Mitbürgern die Verwerfung der Verfassung mittels folgender Drohung anzuempfehlen gesucht hatte: „Wollet Ihr die Katholiken unterdrücken, so dürfte in den Gekränkten wohl auch der Unwille erwachsen, und dann wären sie gewiß im Stande, Euch reichlich zu vergelten, was Ihr ihnen angethan hättet.“ Ferner gehörten zu den Vorgenannten die beiden Großräthe: Hagenbuch, ein reicher Gemeindegemeinschreiber aus Lunkhofen, und Jos. Weber, Papierfabrikant und Stadtrath in Bremgarten. Alle zusammen waren zugleich Mitredacteurs des Hetzblattes „Der Freiämter“. Die Namen ihrer weiteren Collegen, die im Bezirk Muri und im Kreise Mellingen besondere Sectionen bildeten, können hier füglich übergangen werden.

Nachdem dieses Comité zu Bünzen polizeilich aufgehoben war, erstand es nur um so effectreicher in Mellingen wieder, und die Regierung hatte kein verfassungsmäßiges Mittel mehr übrig, gegen dasselbe einzuschreiten. Sein Programm hieß: Befreiung der Klöster von der staatlichen Oberaufsicht; Wiedereinsetzung in ihre Selbst-

herrlichkeit und Freigebung der Novizenaufnahme; geistliche Oberleitung der Schulen; Zweitheilung des Gr. Rathes in zwei abgesonderte Collegien mit eigener Administration für Kirche und Schule; periodischer Umzug der obersten Behörden und gleichzeitig abwechselnde Verlegung des Regierungssitzes aus dem reformirten in den katholischen Landestheil. So sollte also die Parität, welche bisher in der Wahl der Behörden je nach Personenzahl gegolten hatte (gleichviel Protestanten und Katholiken), weiter ausgedehnt werden bis auf eine Trennung des Gr. Rathes in einen katholischen und einen reformirten, bis auf eine politische Zweitheilung des Landes, kurz, bis auf Bildung eines eignen katholischuniformen Kantons Baden. Gleichzeitig wurde auch das Solothurner Land von diesen Agenten und Zukunftsaposteln unterwühlt, weil dorten, wie im Aargau, ebenfalls gerade die Verfassungsrevision bevorstand. Um nun diese letztere bei uns einzuleiten, hatte der Gr. Rath eine Commission von 22 Mitgliedern, zwei aus jedem Bezirk, mit der Ausarbeitung des Entwurfes beauftragt. Mir war es glücklich gelungen, die Wahl in diese Commission mittels der Drohung abzulehnen, daß ich sonst definitiv aus allen Behörden ausscheiden würde. Die unendlich langen, stets wiederkehrenden Ergüsse des Advokaten Dr. Leonz Bruggisser gegen die Pfaffen; die nicht minder langen, zusammen gegrübelten Lehrvorträge des alt Bürgermeisters Herzog von Effingen; die unerschöpflichen Zweifel und mühseligen Betrachtungen des Regierungsrathes Berner von Kulm — konnten freilich nicht vorwärts führen. Vergebens mahnte der Präsident zur Kürze. Nach Verlauf eines Monats verlangte der Ausschuß vom Kl. Rath erst noch Mittheilungen über allbekannte Dinge: das Siebener-Concordat*, die Badener Conferenz-Artikel** und über den Stand

* Dieses war am 17. März 32 von den größeren Kantonen zum Zwecke einer Bundesrevision geschlossen worden gegen die mit Baselstadt und Neuenburg vereinigten, reformfeindlichen Urkantone; diese errichteten hierauf am 14. November gl. Jahres ihren reactionären Sarnerbund.

** Diese Artikel, ihren Namen nach der Stadt Baden tragend, in welcher (am 20. Januar 34) Abgeordnete von 8 Kantonen zusammen getreten waren, zur Aufstellung eines schweiz. Rechtssystems in Kirchensachen, betrafen in 14 Beschlüssen vornemlich folgendes: Zulassung der gemischten Ehen und Einsegnung durch protestant. Pfarrer, wenn der katholische sich weigerte; des Placetum regium oder das landesherrliche Recht

der Klosterfrage. Der Kl. Rath antwortete, an den beiden ersten sei nichts mehr zu ändern, über die Klöster werde er später selbst Anträge bringen. Die schwerste Frage für den Ausschuß war die über das Verhältniß der Repräsentation im Gr. Rath. Katholischerseits drang man auf Beibehaltung der Parität, reformirterseits auf Repräsentation im Verhältniß der Volkszahl. Die Commission entschloß sich zuletzt für Beibehaltung der Parität. Zweimal, im Mai und Juni, war hierauf der Gr. Rath zusammengetreten, immer aber verschob er die Verfassungsverhandlung. Einige glaubten nichts Besseres erwirken zu können, Andere Schlechteres besorgen zu müssen. Auch die Ultramontanen sahen ihr Terrain noch nicht gehörig durchgearbeitet und hofften auf zwingende Vorgänge im Solothurnischen. Endlich am 7. Herbstmonat war das Elaborat druckfertig zur Verbreitung im Lande und wurde, als das Volk am 5. Weinmonat darüber abstimmte, mit 23,087 gegen 3976 Stimmen verworfen.

Die Verlegenheit war bitter für den Gr. Rath, doch wollte er noch einmal sein Heil allein versuchen, lieber als einen Verfassungsrath über sich selbst setzen. Statt jenes vielköpfigen Ausschusses beauftragte er mit der Ausarbeitung eines neuen Verfassungs-Entwurfes eine Neuner-Commission, in welche ich mit mehreren meiner intimsten Freunde berufen wurde. Sie wählte mich, den damaligen Landesstatthalter, zum Präsidenten; Dr. Wieland zum Berichterstatter. Daß man die Parität, als zerstörend und deshalb ganz unzulässig, fahren lasse, darüber war der gesunde Menschenverstand bald einig, aber ein heftiger Principienstreit waltete darüber, ob diese Repräsentation nach Verhältniß der Volkszahl, oder nach Verhältniß der stimmfähigen

der Controle über alle bischöfl. Kundmachungen und kirchl. Verfügungen; Priesterseminarien, Prüfung der Priester durch den Staat und Amtseid derselben; Errichtung eines schweiz. Erzbisthums, Abhaltung von Synoden, Verminderung der Feiertage und Verlegung derselben auf die Sonntage; und noch anderes. Bereits hatte der berühmte Restaurator Carl Ludwig von Haller den Kathol. Verein zu Luzern dagegen gestiftet; rasch entstanden darauf zu gleichem Zwecke und unter Zustimmung des päpstlichen Nuntius: Der kathol. Vertheidigungsverein in der Murenser Landschaft und der katholische Wettingerverein an der Limmat.

Bronner, der Kt. Aargau II, 136. Augustin Keller, die Aufhebung der Aarg. Klöster etc., S. 75 ff.

Bürger stattfinden solle. Der erstere Modus stellte den reformirten Bezirken einen kleinen numerischen Vortheil in Aussicht. An dieser von beiden Theilen mit Heftigkeit besprochenen Frage drohte die Einigkeit und damit der Erfolg unserer ganzen Arbeit zu scheitern. Da erklärte ich als Vorsitzender, die Thüre des Sitzungsraumes schließen zu lassen, bis man sich auch über diese Frage, sei's nach welcherlei Ziel, verständigt und damit dem Werke die Annahme in sichere Aussicht gestellt haben werde. Trete die Commission einmüthig auf, so müsse auch jeder Widerstand dahin fallen. Hätte ich als Präsident den Stichentscheid zu geben, so würde ich für Repräsentation nach der Zahl der stimmbfähigen Bürger entscheiden; denn dies sei ein neuer, in Für und Wider vom Volke noch nicht behandelter Modus, er beurkunde ein freundlich versöhnliches Entgegenkommen der einen Partei gegen die andere. Eine Verfassungsverbesserung komme leichter schritt- als sprungweise vorwärts, allzugroße und plötzliche Abänderungen stoßen die eine, der Mehrheit an Zahl sehr nahe kommende Minderheit gewaltsam vor den Kopf. — Nach einer mehrere Minuten andauernden Stille entspann sich aufs neue die Discussion und glanzvoll wurde für jede Ansicht gesprochen. Aber besonders eingreifend und die Gemüther erregend sprach Augustin Keller zu Gunsten der Repräsentation nach Maßgabe der Zahl der stimmbfähigen Bürger. Mit Thränen in den Augen erklärte sich Kellers Hauptgegner, ein einflußreicher Rechtsanwalt, für besiegt und nunmehr bereit, seine feste Meinung dem allgemeinen Wohle zum Opfer zu bringen. Alle folgten freudig nach, Jeder gelobte, für das Werk in allen dessen Theilen öffentlich einzustehen. Der Gr. Rath hatte den Entwurf mit 130 gegen 30 Stimmen genehmigt, und so wurde darauf am 5. Jenner 41 die dem Volk vorgelegte neue Verfassung von diesem mit 16,051 gegen 11,484 Stimmen angenommen und zum Grundgesetz erhoben.

Dieses Ergebniß spannte den Unmuth der Klerikalen aufs höchste, besonders die großen Klöster Muri, Wettingen, Fahr, Hermetschwil waren betroffen. Die Abtei Muri, deren Prälat seit Beginn des vorigen Jahrhunderts zum deutschen Reichsfürsten ernannt, keiner andern Autorität untergeordnet war, als der des hl. Vaters in Rom; bis zum Küchen- und Stalljungen hinab jeder weltlichen Jurisdiction innerhalb des Stiftsgebäudes überhoben; rechtsprechend und Steuern eintreibend mittels eines eignen Kanzlers mit Amthäusern und Nieder-

gerichten — diese stolze Abtei sollte jetzt die Bevormundung durch den kleinen Kanton Aargau ertragen? Sie hatte gehofft des ihr Unerträglichen endlich ledig zu werden, und sollte nun nach Annahme der Verfassung sich noch Demüthigenderem unterziehen? Nimmermehr! Half die bisherige schleichende Streitweise nicht, so mußte man zur offenen Gewaltthat greifen. Stand man doch nicht allein, schwebte doch auch der ganze Kanton Solothurn so eben in gewaltiger Aufregung. Denn hier hatte der Gr. Rath die Verfassung ebenfalls revidirt und die mit dem Stift Maria-Stein verbündete Stadt-Aristokratie gegen sich aufgebracht. Zwei dem Jesuitenorden angehörende Männer, der entschlossene Graf von Büssey und der berüchtigte „Europa-Restaurator“ Carl Ludwig von Haller, waren von dorthier an die vom Bünzner-Comité am 29. November abgehaltne Badner Volksversammlung gekommen und stellten sich auf der Rednertribüne zur Schau. Schon gieng im Solothurnischen die Rede, daß der Landsturm aus dem Schwarzbubenland gegen die Hauptstadt ziehen und Ordnung schaffen werde. Da erklärte sich jene Regierung in Permanenz, befahl die Verhaftung der Rädelsführer, rief Milizen ein und mahnte die Nachbarstände zum freundeidgenössischen Aufsehen. Während wir Herrn Waller nach Solothurn entsendeten, Hilfe zusagend, begann auch unser theilweises Aufgebot; die erforderlichen Gelder wurden zur Verfügung gestellt und ich zum Führer der Truppen ernannt. Damals dachte Aargau nicht daran, binnen der nächsten Tage schon sich selber um fremde Hilfstruppen verwenden zu müssen!

Mögen nun gemeinsame Einverständnisse zwischen den Klerikalen und den Klöstern beider Kantone stattgefunden haben, um jeden Kanton auf eignem Gebiete zu verwickeln und so zur auswärtigen Hilfeleistung unfähig zu machen, genug, schon am 9. Jenner erhielt unser Kl. Rath Bericht, im Freiamt sei der Widerstand gegen die Behörden in raschem Wachsen, reactionäre Schutzvereine bildeten sich, in Bremgarten, Muri, Besenbüren, Boswil etc. seien Freiheitsbäume errichtet, damals die üblichen Embleme der Insurgenten. Hierauf beschloß der Kl. Rath, in Nachahmung des Verfahrens von Solothurn, die Führer der aufständischen Bewegung und vor allem das Bünzner-Comité verhaften zu lassen. Um hierin den Murensen Bezirksamtmann Dr. Weibel zu unterstützen, der mit der ihm verfügbaren Polizeimannschaft zur

Ausführung des erhaltenen Auftrages sich zu schwach fühlte, wurde jenes Abends noch Hr. Waller mit dem Standesweibel Meyer nach Muri entsendet. Der Landjägerchef Zimmermann mit drei Mann begleiteten den Regierungs-Commissär, zehn Cavalleristen wurden ihm von Lenzburg aus nachgeschickt. Er traf Sonntags am 10. Jenner, des Morgens um 5 Uhr in Muri ein. Allein erst Abends 5 Uhr überbrachte ein Cavallerist ein Schreiben nach Aarau, worin der Murensen Klostergutsverwalter Lindemann der Regierung in Kürze meldete, zu Muri fänden Aufläufe statt, in Folge deren Waller sammt seiner Begleitung daselbst entwaffnet, mißhandelt worden und gefangen gesetzt sei. Das war offener Aufruhr! Man mußte sich also entschließen, demselben entweder frisch entgegen zu treten, oder dem frechen Ultramontanismus den Sieg zu lassen. Ohne Zaudern wurde die Eliten- und Landwehrmannschaft der fünf reformirten Bezirke, als der uns nächstgelegnen, aufgeboten, die Scharfschützen-Compagnie, welche noch in Aarburg zur Sicherung der Solothurner-Grenze stand, zurückberufen und sämmtlich meinem Commando übergeben mit der Weisung, die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Ich erklärte, sofort gehen zu wollen, wenn mir die Instruction gegeben werde, die Truppen nicht etwa — wie dies im Jahre 1830 geschehen, als bloße Schreckpuppen zu gebrauchen, sondern wenn ich nach Maßgabe der Umstände unumschränkt handeln und Gewalt mit Gewalt abtreiben dürfe. Man säumte nicht, mir die unbedingte Vollmacht zu ertheilen, und ich verließ sogleich die Sitzung, um das Erforderliche anzuordnen.

Die Artillerie ließ ich scharfe Munition, die Infanterie gleichfalls scharfe Patronen fassen und befahl für den folgenden Morgen den Vormarsch nach Lenzburg, dorthin hatte ich zugleich die nöthige Munition für die daselbst weiter sich ansammelnden Truppen beordert. Alsdann ritt ich noch in der Nacht nach Lenzburg, um in der Frühe des Morgens die Organisation der Mannschaften vorzunehmen. Inzwischen hatte der Kl. Rath seine Sitzung fortgesetzt, die Einberufung des Gr. Rathes verlangt, Anzeige des Geschehenen an den Vorort gemacht, die Nachbarkantone Zürich, Bern und Baselland zum eidgenössischen Aufsehen eingeladen und eine beruhigende Proclamation ans Volk erlassen. Schon eine halbe Stunde später war auch die Bestätigung der Nachricht eingelangt, daß Waller zu Muri gefangen

genommen, daß seine militärische Bedeckung entwaffnet sei, daß bedeutende Volksaufläufe stattfänden und allgemein der Ruf zu den Waffen erschalle mit der Drohung, nun werde man die Reformirten lehren, was es koste, den Katholiken Verfassungen aufzudringen. Von allem dem gab mir der Kl. Rath noch vor meinem Abgang nach Lenzburg Kenntniß. Auf dem Wege dahin traf mich ein Bote mit einem offenen Briefe, worin Waller die Regierung bat, die Zurückziehung aller unsrer Truppen anzuordnen und keine weiteren militärischen Maßnahmen zu ergreifen. Der Bote verlangte ausdrücklich, daß ich den Brief lese und umgehend beantworte. Da mir aber die Zuschrift eine durch Gewalt abgetroztte schien, setzte ich meinen Weg fort, schickte den Brief durch meinen Ordonnanzoffizier Moritz Hünerwadel an die Regierung und verlangte mündliche Rückäußerung durch denselben, mein Mißtrauen über diesen Zwischenfall ausprechend. Die Antwort, die ich sofort erhielt, lautete, es sei auf einen nicht im Zustande der Freiheit abgefaßten Brief keine weitere Rücksicht zu nehmen; die Regierung habe bereits einen Boten an Abt und Convent in Muri mit einem Schreiben gesendet, worin das Kloster verantwortlich gemacht werde für Alles, was Herrn Waller Ungebührliches daselbst begegne. In Lenzburg angekommen, erfuhr ich die wachsende Ausdehnung des Aufstandes. In Bremgarten waren in der Nacht vom 9./10. Jenner die dortigen Agitatoren Weißenbach, Ruepp und Hagenbuch bezirksamtlich zwar verhaftet, aber nach wenig Stunden gewaltsam wieder befreit worden. Dagegen wurde der dortige Bezirksamtmann Joachim Wey vor seiner Kanzlei überfallen, mit Scheiten und Sparren niedergeschlagen und hilflos in seinem Blute liegen gelassen. Eine Kugel hatte ihm Rock und Weste durchlöchert. Der Gefängnißwärter wurde mit Kolbenstößen und Fußtritten traktirt und ist an deren Folgen später gestorben. Ähnliche Mißhandlungen erlitten dort noch andere Männer von Rang und Bildung, Obristen und Lehrer. Diesen rohen Scenen wohnten sogar Frauen aus besserer Familie, aber nun religiös fanatisirt, mit bei — man bezeichnete sie mir später unter den dortigen Städterinnen mit Namen — und mahnten die Kinder mit zuzuschauen, wie man gegen Tyrannen, gegen glaubenslose „Straußenkaiben“ verfahren müsse. Mit dem letzteren Schimpfnamen bezeichnete man damals nicht etwa den Anhänger des Theologen Dr. Strauß, sondern überhaupt den Andersdenkenden, den Reformirten, den Ketzer. Die Häupter des Aufruhrs

hatten in einem „Kreis Schreiben an die Gemeinde-Ammänner des Bezirkes Bremgarten“ diese aufgefordert, ihre waffenfähigen Mannschaften auf den Morgen des 11. Jenners nach Bremgarten zur militärischen Eintheilung zu führen, und die Reserve bereit zu halten, „zum Schutze der Religion und Freiheit“. In Baden hetzte der Kapuzinerguardian P. Theodosius (er hielt im Kloster eine eigne Presse) und suchte den Taumel über den Bezirk Zurzach und im Frickthal auszubreiten. Die amtliche Bestätigung dieser Nachrichten überbrachte mir der aus Aarau rückkehrende Offizier Hünerwadel. Aber die schlimmen Botschaften häuften sich dermaßen, daß auf die Kunde, es werde der fanatische Bauer Leu von Ebersol mit seinen Luzernern in unsern reformirten Kantonstheil einbrechen (der eben von Truppen entblöst war), sich in den Bezirken Kulm und Aarau Bürgerwehren bildeten. Bei Anbruch des Tages kam von Aarau her durch Regen und Schnee ein Bataillon Infanterie anmarschirt nebst der aufgebottenen Batterie Sechspfünder (3 Kanonen, 1 Haubitze); ein zweites Bataillon sammelte sich, ein drittes organisirte sich, eine Schützencompagnie und eine kleine Cavallerie-Abtheilung stand bereit. Um 6 Uhr des Morgens konnte ich der Regierung melden, daß die Mannschaften zwar sehr ermüdet und stärkungsbedürftig anlangen, daß besonders die Ablieferung der Munition aus den Zeughäusern zu Aarburg und Aarau sehr mangelhaft erfolge, weil Pferde zum Transport fehlten; gleichwohl sei ich gedrängt, baldmöglichst vorwärts zu rücken, denn je länger man zaudere, um so schwieriger werde die Lösung der Aufgabe, um so unsicherer das Ergebnis.

Gegen elf Uhr waren die Leute erfrischt und gehörig ausgerüstet, das Aarauer Bataillon empfing den Befehl zum Vorrücken mit lautem Jubel, und die Artillerie unter Major Remigius Sauerländer folgte nach. Nachdem auch das zweite Bataillon so weit geordnet war, daß es längstens binnen einer halben Stunde den Nachmarsch antreten konnte, ritt ich mit meinem Adjutanten und einigen Cavalleristen um so schleuniger gegen Vilmergen, als berichtet wurde, das Sturmläuten nehme fortwährend zu und eine gewaltige Masse Bewaffneter ziehe heran. Die Stärke meiner gesamten disponibeln Mannschaft betrug damals nach genau geführten Tabellen 5898 M.

Der elfte Jenner war ein trüber Tag. Der Schnee fiel zwar nur in leichten Flocken, aber er lag von den vergangenen Tagen her

gegen zwei Fuß hoch, die schmalen Wege, welche der Straße nach durch denselben geschaufelt waren, bildeten zu beiden Seiten hohe Wälle. Man konnte somit nur sehr langsam im Flankenmarsch vorrücken. Auf der hinter Dintiken beginnenden Ebene Langeten angekommen, hörten wir das Sturmgeläute von Vilmergen her. Ich ließ scharf laden und sandte die erste Jägercompagnie vor gegen das Dorf. Ihr folgte eine Centrumcompagnie, darauf die Artillerie, endlich der Rest der Truppen, namentlich das eben heran marschierende zweite Bataillon. Die Langeten, eine kahle sumpfige Ebene, vom Tribach durchschnitten, ist baumlos bis auf eine einzige dicke Hag-eiche oder Sarweide, welche einige hundert Schritte weiter an der Straße steht. An diesem einzelstehenden Baume war bereits der feindliche Vortrab angelangt und sandte uns gutgezielte Stutzerschüsse entgegen. Als ich eben auf dem schmalen Schneepfade gegen den Tribach herankam, brachten etwa zwanzig meiner Jäger einen verwundeten Kameraden daher getragen. Nicht wenig bekümmerte mich diese überflüssige Anzahl, der man eine Panik und die Neigung zur Flucht wohl ansah; unter Bedrohung schickte ich sie bis auf Vier an ihre Plätze zurück. Die Jäger hatten ungefähr zweihundert Schritte vorwärts eine Kette gebildet, tief im Schnee stehend. Rechts der Straße stand ihr Lieutenant August Frey, mein Bruder; links der andere Lieutenant Hermann Hunziker von Aarau; zwischen beiden war der Verwundete durch den Kopf geschossen worden *. Darüber begann bei dieser Abtheilung eine rückgängige Bewegung, und drüben bei den Gegnern erhob sich sogleich helles Jubelgeschrei. Ich hielt auf einer kleinen Anhöhe am linken Bachufer zunächst der Straße. Da nahte sich mir rasch eine Ordonnanz von Major Sauerländer, um mir in seinem Namen zu sagen, daß er das Terrain zur linken Seite genau kenne und dorten, wenn ich es befehle, die Artillerie an einem nicht sumpfigen Platze aufstellen werde. Dies war mir eine unendliche Erleichterung, ich sandte die Ordonnanz mit dem Auftrage zurück: „Links ausbrechen, in Batterie stellen, Feuern, erste Centrumcompagnie nebst den Cavalleristen zum Schutz der Artillerie, rasch!“

* Auf Seite der Regierungstruppen wurden verwundet und starben kurz nachher im Spital zu Lenzburg: Hans Ulr. Hubeli von Habsburg, Jägerwachtmeister; und Johann Bircher von Küttigen.

Unruhig sah ich von meinem Platz aus der Bewegung zu, schwere Sorgen und Gefühle fuhren fort mich zu bearbeiten. Die Sturmglocken heulten, die Masse vor mir schien immer dichter zu werden, immer häufigere Schüsse zu versenden, von unsern Jägern nur kärglich erwiedert. Da sauste ein Kartätschenschuß durch die Luft, drei Kugelschüsse folgten in kurzer Frist nach. Schon beim ersten schien die Masse zu stocken, beim zweiten und dritten lichtete sie sich, das Sturmläuten sogar verstummte. Die Artillerie aber fuhr fort zu feuern, 122 Schüsse wurden von ihr gelöst, Vollkugeln und Granaten. Es wurde mir später bemerkt, eine der ersten Kugeln habe in den Kirchturm Vilmergens geschlagen und das Geläute zum Schweigen gebracht; ich muß es aber bezweifeln, die Entfernung war zu groß. Die Artillerie war nach der Hälfte der abgegebenen Schüsse gegen achtzig Schritt vorgerückt. Nach Einstellung des Feuers sammelte ich die Truppen, stellte sie in Ordnung und begann den Vormarsch. Über das Blut des verwundeten Jägers hinweg, das eine Lache im Schnee bildete, kamen wir an jenem allein stehenden dicken Baume vorbei. Ich sah die Stückkugel, die in ihm stecken geblieben war. Als beim Sausen des Kartätschenschusses der Vortrupp sich hinter den Baum geflüchtet hatte, traf der nächstfolgende Kugelschuß den Baum und erschütterte ihn bis in die Wurzel; darüber zerstob die Rotte in wildester Flucht.

Kaum näherten wir uns Vilmergen, so kam eine Deputation des Gemeinderathes unter Vortragung einer weißen Fahne und überbrachte die schriftliche Erklärung: das Dorf sei unschuldig und widerstandlos, verlassen von den fliehenden Gegnern, bereit die Truppen aufzunehmen. Mit klingendem Spiel zogen wir vorwärts. Zu Hunderten lagen im Schnee die weggeworfenen Knüttel, Säbel, Karste, Sensen der Entflohenen. Die Bäume ums Dorf zeigten abgeschossene Äste, einzelne Häuser Kugelspuren. Blut sahen wir nur in einer Gosse. Dort war einem Landstürmer der linke Vorderarm abgeschossen worden; der Mann wurde nachträglich amputirt und gut gepflegt, erlag aber gleichwohl. Andere Verwundete sollen auf Schlitten fortgeschafft worden sein; ein solcher mit reichlichen Blutspuren fand sich nach der Hand im Klosterhof zu Muri. Beim Gemeindehause erwartete mich der versammelte Rath, wiederholte seine Unschuld und Unterwürfigkeit, betheuernd, wie das arme Dorf selber nur der Gewalt der

Aufrührer habe weichen müssen. Ich hielt mich nicht mit diesen Heuchlerphrasen auf, sondern erklärte den Gemeinderath verantwortlich mit Leib und Leben für alle Tücke, die im Dorfe gegen Staat oder Soldaten weiter verübt würde. Die Einwohner ließ ich entwaffnen, die Waffen unter militärische Obhut nehmen. Inzwischen waren auch die aufgebotenen Truppen angelangt und mehrere höhere Offiziere stellten sich mir zur Verfügung. Schnell organisirte ich also meine Mannschaft. Ein halbes Bataillon sandte ich nach Wohlen und Bremgarten, um dorten die Brücke über die Reuß zu nehmen und zu halten; die andere Hälfte mußte nach Sarmensdorf, um meinen rechten Flügel zu sichern; da dorten über den Lindenberg her eine Rotte von 100 Meuterern das Hallwiler Seethal bedrohte, wo man gegen sie bereits Sturm läutete. Auspäher wurden an die Luzerner Grenze geschickt. Über so vielen Geschäften war es spät Abend geworden, an ein weiteres Vordringen war heute nicht mehr zu denken, ich ordnete daher Sicherheitswachen im Dorfe und um dasselbe an und erstattete meinen Tagesbericht an die Regierung.

So gieng der 11. Jenner zu Ende. Im kalten Saal des Wirthshauses zum Ochsen war an Schlaf nicht zu denken. Eine Botschaft jagte die andere: In Muri rüste man sich zu ernstem Widerstande; meine nach Bremgarten und Sarmensdorf entsandten Truppen seien schon umzingelt und abgeschnitten; ein großer Zuzug stehe aus dem Kt. Luzern bevor, der Aufruhr im Bezirk Zurzach sei im Zunehmen, von Baden her sammeln sich Massen, um uns aus dem Freiamt zu verjagen. Gute Nachrichten kamen keine, auch die Commandanten der vorgeschobenen Abtheilungen sandten keine Rapporte. Dabei aber war die Gegend ruhig und still, der Wachtdienst gut. Auf einer Runde, die ich noch tief in der Nacht machte, fand ich nicht die mindeste Unordnung. Ist dieses die Stille vor dem Sturm? mußte ich mich fragen. Da kam unerwartet unser Großweibel Meyer, der Hrn. Waller nach Muri begleitet hatte, und überbrachte mir von dem letzteren einen Zettel, der nichts als die drei Worte enthielt: „Gut! human, Vorwärts!“ Jetzt erst erfuhr ich durch diesen Mann die Vorgänge in Muri genauer. Waller war verhöhnt, mißhandelt, mit dem Tod bedroht gewesen, dann in einer elenden Kammer eingesperrt und selbst Nachts im Bette noch von einem Kerl mit einer Wallensteinischen Partisane bewacht worden. Seit mehreren Stunden sei die

Haft leichter, vielleicht jetzt sogar schon aufgehoben. Gleich schwere Mißhandlungen haben daselbst Oberrichter Jos. Leonz Müller, Bezirksamtmann Dr. Joseph Weibel und Bezirkscommandant Meyer zu erdulden gehabt. Verwalter Lindenmann sei in seiner Wohnung überfallen, durch einen Hellebardenhieb niedergeschlagen und im Blute liegend noch mit Fußritten traktiert worden; seine junge Frau habe ihn mit ihrem eignen Leibe decken müssen. Daß das Kloster Sturm geläutet, daß es Brod und Fleisch, Most und Schnaps an die Meuterer austheilen lassen, sei eine Thatsache. — Die Reihe dieser Nachrichten erregte meine Besorgniß, daß sich die Regierung dadurch allzusehr aufregen lassen und um so dringender um Mithilfe bei andern Kantonen sich verwenden werde; ich schrieb ihr daher noch nachträglich, daß ich gegründet hoffe, mit den Aargauer Truppen allein die Sache fertig zu bringen, sofern sich der Aufruhr nicht im Bezirk Baden verzweige. Wenn aber, wie ich vernehme, wirklich bereits Truppen von Bern anrücken, so möge man sie einstweilen das Kloster St. Urban beobachten und in dessen Nähe halten lassen.

Die unruhige Nacht gieng vorüber, die Kälte hatte den Himmel geklärt und herrlich schien die Morgensonne. Erst um sieben Uhr brachen wir auf gegen Muri. Ein Bataillon Infanterie voran, dann, um den Truppen Selbstgefühl zu geben, die Artillerie unter Schützenbedeckung, hierauf das zweite Bataillon und die Cavallerie. Man marschierte unter den gewöhnlichen Sicherheitsmaßregeln. Die Leute waren vom besten Geiste beseelt, viel zuversichtlicher als gestern, wirklich wünschend, daß der angekündigte energische Widerstand vor Muri sich nun erware, damit sie ihre Entschlossenheit bewähren könnten. Unterwegs erhielt ich von den nach Sarmensdorf und Bremgarten detaschirten Corps guten Bescheid, sie fanden überall zwar unheimliche Gesichter, doch nirgends Widerstand. Ich hatte auch kleinere Detaschemente nach Uetzwil über Kallern, nach Boswil und Bünzen gesandt; alle berichteten von Ruhe und Stille und meinten, die gesammte Masse der Aufrührer müsse sich nach Muri gezogen haben.

Gegen eilf Uhr glänzte uns die Kuppel der Klosterkirche mit dem auf derselben thronenden Erzengel Michael hell entgegen, aber alles blieb ringsum still. Auf der Lippertswiese vor Muri angekommen, stellte ich meine Truppen am linken Ufer des dort vorbeifließenden

Baches, eines Stranges der Bünz, in Angriffscolonne und ließ das eine Bataillon deployiren. Die Artillerie stand mit den Scharfschützen auf dem linken Flügel. Hier kam Commandant Sauerländer zu mir heran mit der dringenden Bitte, ihm zu gestatten, drei Schüsse nach den drei Fenstern des Großen Saales im Kloster richten zu dürfen, er werde sicherlich keines verfehlen. Ich erwiederte, daß wir gerade diesen Großen Saal vielleicht bald als Herberge nöthig haben werden, und untersagte jede eigenmächtige Feindseligkeit und Schädigung ernstlich. Ungern verzichtete er auf sein Project. Sobald die Aufstellung beendet war, sandte ich Hrn. Hünerwadel als Parlamentär mit einem Trompeter und zwei die weiße Flagge tragenden Dragonern ins Dorf. Sie hatten der Gemeinde die Wahl zwischen Krieg oder Frieden zu überbringen und ihr zwanzig Minuten zur Antwort zu gewähren. Fast war die Frist schon abgelaufen, als meine Reiter zurückkehrten; mit ihnen kam Waller. Auf seinen Wunsch ließ ich ein Viereck formiren und ertheilte ihm das Wort. Der großherzige Mann überbrachte die friedlichsten Versicherungen, verdankte in einer feurigen Ansprache unsern Leuten ihre Hingebung für die Einigkeit des Vaterlandes, und empfahl ihnen Milde und Verzeihung gegen mißleitete Brüder. — So rasch wechseln die Rollen!

Nun marschierte man ins Dorf hinauf. Truppen und Pferde wurden untergebracht, starke Wachtposten organisirt, die stärkste Wache ins Kloster geschickt. Nachdem Alles besorgt war, ritt ich selber ins Kloster und gerieth, da ich den Weg nicht kannte, weit in die Höfe hinein. Endlich traf ich Leute, die mir mein Pferd abnehmen und besorgen konnten. Die Klostergänge wimmelten von Janhagel aller Art, vielleicht Plünderern. Ich mußte Befehl geben, das Gebäude vom Gesindel räumen zu lassen. Allein wir kannten die weitläufigen Höfe und Hallen zu wenig, um rasch damit fertig zu werden; erst gegen Abend begann hier Sicherheit, Ordnung und Ruhe. Der Abt, der mit einigen Conventualen erschien, um sich und das Stift zu rechtfertigen und zu empfehlen, hielt mich gleichfalls auf, und so wurde es neun Uhr Nachts, bis ich mich endlich setzen und meinen Bericht an die Regierung schreiben konnte. Ich meldete die hergestellte Ordnung und beantragte, die Hilfstruppen der Nachbar-Kantone dankend aber unverweilt wieder zu entlassen; der untere Theil des Bezirkes Muri sei entwaffnet, der obere bis Sins und Diet-

wil werde es morgen, an weitere Unruhen sei jetzt nicht zu denken. Der Stab nahm Quartier in den Besuchszimmern des Stiftes und ich freute mich schon auf die bevorstehende Ruhe, deren ich so sehr bedurfte. Gleichwohl machte ich noch eine Runde bei den Wachtposten, und wie erschrak ich, den größten Theil der Mannschaft, namentlich im Kloster, total betrunken zu treffen. Die Wachen taumelten auf ihren Posten. In den Localen fanden sich große Blechgefäße mit Wein, den man sich aus den Klosterkellern erzwungen hatte. Ich gerieth in heftigen Zorn, ließ den Wein ausgießen, die Trunknen ablösen und in Arrest führen. Mit den wenigen Nüchternen brachte ich die Nacht, ohne mich auszukleiden, in reger Achtsamkeit zu; ein kleines entschloßnes Corps hätte uns ohne Mühe aufgehoben. Wenn eine offenstehende Thüre ins Schloß fiel, dröhnte ein Schlag durch die langen Gänge, der uns wie ein Lärmschuß zur Wehre zu rufen schien. Ach, und zur Wehr mit Betrunknen!

Kaum tagte der ersehnte Morgen, so überbrachte man mir ein Regierungsschreiben folgenden Inhaltes: Bern habe 4 Bataillone Infanterie, 2 Artilleriebatterien und eine Compagnie Dragoner abmarschieren lassen und stelle sie unter meinen Befehl; Zürich und Baselland senden gleichfalls Truppen. Ich sei eingeladen, diese sämtlichen Zuzüge unter mein Commando zu nehmen, da die Bezirke Baden, Zurzach, Laufenburg noch nicht gänzlich in Ruhe seien. So hatte ich denn nun 10,000 Mann mit 18 Geschützen und vielen Pferden zu organisiren und zu verlegen! Bevor ich an diese verwickelte Arbeit gieng, erließ ich einen Tagbefehl, der den Truppen unbedingten Gehorsam, größte Mäßigkeit, und freundliches Benehmen gegen die Bevölkerung zur Pflicht machte. Hiemit verbunden war die Ordre zur Entwaffnung der aufständischen Gemeinden; die confiscirten Waffen wurden an geeignete Orte gebracht, mit dem Namen der Eigenthümer bezeichnet und gut bewacht. Sodann gieng's an die Verhaftung der Häupter des Aufstandes, eine aus Civilgerichtspersonen niedergesetzte Untersuchungscommission hatte weitere Mitschuldige zu ermitteln. Die Hauptlenker waren freilich schon seit dem Mißlingen der Vilmergner Affaire entflohen; Altgerichtschreiber Ruepp, Gemeinderath Weber, Fürsprech Ant. Weißenbach, Klosterarzt Baur, Gemeinderath Hagenbuch u. A. hatten sich bereits außer Landes in Sicherheit gebracht. Andere ihres Anhanges, welche wie der Löwen-

wirth Sylvan Müller von Muri, am Wohnort verblieben waren, mußten zu ihrem eignen Schutze in Gewahrsam genommen und dadurch den Mißhandlungen entzogen werden, mit der ihre von ihnen verführten Mitbürger sie bedrohten.

Dieselbe Stube, aus der man vor zwei Tagen die Leiche des äbtischen Kammerdieners zu Grabe getragen hatte — wobei man das klösterliche Aufruhrgeläute nachträglich für des Dieners Grabgeläute ausgab, — ließ ich mir nun durch die abergläubischen Klosterknechte ausräumen und zum Arbeitszimmer einrichten. Hier begann ich die Eintheilung der Truppen in zwei Divisionen und die der Divisionen in Brigaden, stellte die große Karte des Aargaus auf und bezeichnete darin die von ihnen zu besetzenden Ortschaften mittels aufgesteckter kleiner Papiermarken, welche die jeweiligen Nummern des Corps trugen. Durch diese Punctier-Arbeit erleichterte ich mir jede spätere Verlegung der einzelnen Truppentheile und die Ernennung ihrer Commandanten gar sehr. Um die gesammten Mannschaften nach und nach ins Kloster zu führen und sie da auf je zwei Tage einquartieren zu können, mußte eine beständige Veränderung der äußeren Quartiere angeordnet werden; dies gab Leben und Bewegung. Auch im Stifte und um dasselbe mußte mancherlei zu militärischem Zwecke umgeändert werden; der Artillerietrain erhielt einen schicklicheren Aufstellungsplatz; das Wachtlocal wurde an die freie Straße verlegt; denn in dem erst-bezogenen, das im Erdgeschoße des Klosters lag, war schon in der zweiten Nacht der morsche Boden gebrochen und auf einer Seite in das Souterrain hinuntergestürzt, die Mannschaft freilich mit und wie in eine Mausfalle eingeklemmt. Der Vorfall, der für uns ohne Schaden ablief, vermehrte die Zahl der täglichen Seldatenanekdoten. Mehrere kleine Kanonen und Böller, die bisher den Mönchen zur Verherrlichung der Prozessionen gedient, aber auch den Empörern die Allarmschüsse gegeben hatten zum Abmarsch nach Vilmergen, ließ ich nach Aarau führen und später zu Zwölfpfünder umgießen. Unsre gemeinschaftliche Offizierstafel war zwar an Unterhaltungstoff reich, aber mangelhaft an Güte und Reichlichkeit der Speisen; denn theils waren unser zu viele, theils befand sich auch das klerikale Küchenpersonal mit in Untersuchungshaft.

Am 13. Jenner hatte der Große Rath mit 115 Stimmen gegen 19 die von Augustin Keller beantragte Aufhebung der aargauischen

Klöster beschlossen und die Regierung beauftragte mich mit Vollziehung dieses Dekretes und Bekanntmachung desselben an die Truppen. Letzteres geschah Sonntag den 17. Jenner. Da wir damals noch keine Feldgeistlichen hatten, war es an mir, den Mannschaften zugleich die Stimmung zu geben, welche „dem Tag des Herrn“ entspricht. Ich ließ ein Viereck bilden, bestieg das Pferd meines Freundes Häußler, des Lenzburger Bataillonscommandanten, und hielt vom Sattel herab eine Ansprache, in welcher ich obige Verfügung mittheilte und die Truppen mahnte, brüderlich zu sein und zu bleiben gegen Jedermann. Ich fand es nun aus besondern Gründen nothwendig, bei der Execution in den Klöstern Muri, Wettingen und Fahr selbsthandelnd aufzutreten, dagegen aber die beiden Kapuzinerklöster zu Bremgarten und Baden, sowie die drei Frauenconvente Hermet-schwil, Gnadenthal und Maria-Krönung durch die Bezirksämter schließen zu lassen. Voraus wurde ihnen sämmtlich angezeigt, daß sich alle ihre Mitglieder an dem zur Auflösung bestimmten Tage und zur angegebenen Stunde in ihrem Conventsale zu versammeln haben; daß von dann an die Mannsklöster innerhalb zwei, die Nonnenklöster innerhalb acht Tagen geräumt sein müssen; daß die Wegziehenden durch Fuhrwerke an den von ihnen selbst zum Aufenthalte bestimmten Ort gebracht würden und dahin ihr Privateigenthum mitnehmen dürften.

Am Morgen des 24. Jenners trat ich in voller Uniform eines Kantonalobersten, im Geleit meiner Adjutanten und eines Gefolges von Stabs-Offizieren der Kantone, in das Refectorium von Muri, wo Abt und Conventualen in sehr würdiger Weise an ihren Plätzen saßen, bei unserm Eintritt durch Aufstehen grüßten und dann schweigend meine Mittheilung erwarteten. In der höflichsten aber ernstesten Weise eröffnete ich die Schlußnahme des Großen Rathes und ließ die beiden Actenstücke vom 13. und 20. Jenner verlesen, worauf ich zu sagen fortfuhr, daß mir der Auftrag geworden sei, dem eben verlesenen Beschlusse Nachachtung zu verschaffen, ich demnach genöthigt sei, sie anzuweisen, innerhalb zweimal 24 Stunden das Kloster zu verlassen, mit Ausnahme des Abtes und zweier anderer, noch zu bezeichnender Mitglieder, deren Anwesenheit die Untersuchungscommission verlange, und die in ihren bisher innegehabten Räumen, jedoch unter Aufhebung der Clausur, bis auf Weiteres verbleiben möchten. Die Herren Expositi des Conventes mögen auf ihre Exposituren zurück-

kehren und dort in weltgeistlicher Tracht, also nicht im Ordenskleide, ihre pfarramtlichen Functionen fortsetzen; den übrigen Herren werden auf ihr Verlangen Kutschen oder Schlitten bereit gestellt, um sie an den Ort zu bringen, den sie sich zum fernern Aufenthalte auswählen. Auch das Verbleiben im hierseitigen Kanton sei ihnen in keiner Weise verwehrt, jedoch dürfen sie in demselben das Ordenskleid nicht tragen. Ihrer jedem sei sein Privateigenthum frei überlassen und er habe daselbe mitzunehmen. Die vom Großen Rath ihnen ausgesetzten Pensionen * würden sie regelmäßig erhalten, sofern sie dieselben nicht durch eigene Schuld verscherzen, was, wie zu hoffen und zu erwarten stehe, nicht durch unnützen Widerstand geschehen werde. Darauf nahm der Prälat das Wort und sprach seinen Schmerz aus über die von Seite der Klöster unverdienten, von Seite des Großen Rathes gewalthätigen Schlußnahmen. Er habe gegen dieselben die ernsteste Verwahrung einzulegen, bitte dieselbe zu Protokoll zu nehmen und sie vor jedem weitem Schritte erst dem Großen Rathe vorzulegen, und er erwarte, daß diese hohe Behörde dann von ihrem allzu raschen Entscheide zurückkomme. Ich erwiederte ihm, daß das Militär keine Civilprotokolle führe und ich mich demnach schon darum außer Stand sehe, seinem Wunsche zu willfahren. Das Militär sei aber verpflichtet und gewohnt, erhaltne Befehle stracks zu vollziehen und zwar, wo die gütliche Einladung zur Nachachtung nicht ausreiche, mit allen zu Gebot stehenden Mitteln. Jedoch sei ich, wie schon gesagt, überzeugt, daß der Herr Prälat, in seinem und seiner Herren Conventualen wohlverstandenen Interesse, es nicht beabsichtige,

* Das großrätliche Dekret vom 20. Januar 41 bestimmt in seinem § 4 den Conventualen ein jährliches Einkommen, und zwar A: den männlichen Ordensgliedern: einem Abte 2000 Fr.; einem jeden der übrigen Conventualen über 60 Jahr 1400 Fr., unter 60 Jahr 1200 Fr.; einem Laienbruder über 60 Jahre 500, unter 60 Jahren 400 Fr. — B: den weiblichen Ordensgliedern: einer Vorsteherin 1200 Fr.; einer jeden der übrigen Conventualinnen 800 Fr., einer Laienschwester 400 Fr. — § 7 besagt: die Ausrichtung der Jahresgehälte geschieht vierteljährlich. Beim Austritte aus dem Kloster erhält jedes Ordensglied die Hälfte des ersten Quartals.— Die Gesamtzahl aller Ordensglieder betrug 148, und die Summe der an sie ausbezahlten Jahresgehälte 135,700 Fr. Rechenschaftsbericht von 1843, S. 43.

weitere Schritte zu provocieren. — Das Kloster, antwortete er hierauf, sei an Kräften schwach und müsse, das sehe er wohl ein, der Gewalt in diesem Augenblick weichen. Während er daher ohne weitere Umstände sich füge, so bitte er doch, daß Milde walten möge und daß man der Gemeinde Muri zu deren Schulhausbau so und so viel aus des Klosters — — Ziegelvorrath gebe. An diese seltsame und in dem schwebenden Augenblicke mehr als überraschende Bitte knüpfte der Prälat noch einige andere und zwar noch geringfügiger lautende Vergabungsgesuche. — Es liege, sagte ich nun, zwar nicht in meiner Befugniß, neugestellte Begehren zu erfüllen oder deren Erfüllung zuzusagen, aber ich empfinde, die Regierung werde dieselben wie Testamentar-Verfügungen achten, und solche seien sie ja im Grunde auch. Damit hielt ich nunmehr meine Obliegenheiten für erfüllt und zöge mich zurück, um den Herren die Anordnungen zu ihrer Abreise möglich zu machen.

Bald nachher ritt ich nach Baden ab, um folgenden Tages die gleiche Handlung im benachbarten Wettingen und in Fahr vorzunehmen.

Als ich in das Wettinger Refectorium eintrat, fand ich hier, sehr im Contrast mit dem anständigen Benehmen der Murensen Mönche, die Ordensmänner alle in einem Winkel des Saales gedrängt, hustend, spuckend, räuspernd und schnupfend. Auf einigen Gesichtern war die helle Freude zu lesen, auf keinem sprach sich Schmerz aus, wie doch in Muri auf jedem. Den Prälaten, sonst kenntlich am goldnen auf der Brust getragenen Kreuze, sah ich nicht, und als ich ihm nun nachfragte, entstand eine eigenthümliche Bewegung in dem dichten Haufen. Vom hintern Winkel her stieß man mit dem Ellbogen ein Individuum in die Vorderlinie, das sich als Abt enthüllte. Um seine Verlegenheit zu schonen, begann ich sogleich meinen Vortrag, indem ich das Bedauern vorausschickte, daß ich, der ich vor noch nicht einem Jahre die Gastfreundschaft des Klosters genossen, nunmehr den Befehl empfangen habe, es zu schließen. Nach Verlesung der großrätlichen Dekrete und nach meinen, denjenigen zu Muri gleichlautenden Eröffnungen, murmelte der Abt einige unklare grobe Phrasen und schloß, der Gewalt zu weichen. Sein geistliches Corps lief sehr ungeistlich auseinander und etliche der Hochwürdigen beeilten sich, ihr Ordenskleid auszuziehen. Ich hatte vernommen gehabt, daß in der

Bibliothek einige ältere Manuscripte über Waffenkunde seien, und begehrte, während unsre Reitpferde noch an ihrem Futter zehrten, jene einzusehen. Hätte ich den Kellerschlüssel verlangt, ich hätte nicht zu warten gehabt; aber vom Bibliotheksschlüssel schien man nichts zu wissen. Erst als ich in die Schlosserei geschickt hatte, wurde er, nach langem Suchen bei diesem und jenem Pater, zur Stelle gebracht. — So war's in Wettingen.

Nach dem Kloster Fahr giengs mühsam im Schlitten. Trotz meiner voraus geschickten Einladung an die dortige Priorin, sich auf die Stunde mit den sämmtlichen Nonnen und Schwestern im Conventsaal zu versammeln, war daselbst um Mittag, als ich mit meinem Gefolge eintrat, noch Niemand erschienen. Der Saal war durch ein niederes Geländer in zwei Räume getrennt, wir standen in der vorderen größeren Abtheilung. Endlich that sich im hintern Raum die aus der Clausur herausführende Thüre auf. Den hervortretenden Zug eröffneten zwei Benedictinermönche des Klosters Einsiedeln, wahrscheinlich als Beichtiger bisher hier stationirt. Dann kam die Priorin und hinter ihr die nicht unbeträchtliche Zahl der Klosterfrauen und Conventschwestern, alle diese unter fürchterlichem Heulen. Man konnte sein eignes Wort nicht hören, wiederholt winkte ich zur Ruhe, doch statt zu schweigen, fiengen die Frauen noch heftiger zu heulen an. Nach etlichen Minuten Geduld ließ ich den bei meinem Gefolge stehenden Trompeter vortreten, doch sobald er die Trompete ansetzte, commandirte die Frau Mutter unter vielen Armbewegungen: „Schwигed iez!“, und das Lamento verstummte. Indessen schien mir der ganze Lärm nur eine verabredete Komödie zu sein, denn er wurde von den jüngeren Klosterfrauen, dergleichen mehrere unter der Masse waren, keineswegs mit Affect und mit dem obligaten Ernst aufgeführt. Nun nahm ich das Wort, stellte den Frauen vor, wie ungeziemend und lächerlich ein solcher Auftritt sei, wie der eben abgespielte, und daß ich jetzt eine würdige Aufmerksamkeit um so eher erwarte, als ihnen ja keinerlei Leid und Kränkung von unsrer Seite bevorstehe. Die Eröffnung der Dekrete gieng vor sich. Zum Ausziehen aus dem Kloster gab ich den Frauen acht Tage Zeit, den beiden Benedictinermönchen zweimal 24 Stunden. Das Angebot von Fuhrwerk zum Abzug, die Überlassung des Privateigenthums, das Verbot im Kanton die Ordenskleidung ferner zu tragen u. s. w. lautete wie schon in

den Mannsklöstern. Nach diesen Mittheilungen gieng ein allgemeines, wie auf Befehl ausgestoßenes „Aihi!“ durch die ganze weibliche Versammlung. Da begann einer der beiden geistlichen Herren einen geharnischten Sermon loszulassen: Man habe ihnen beiden und diesem Kloster aargauischerseits durchaus nichts zu befehlen, sie beide seien als Conventualen des Stiftes Einsiedeln hier stationirt, das Kloster Fahr sei geistlich und ökonomisch ihnen und ihrem Prälaten Cölestin unterstellt, an diesen appelliren sie, sowie an die Regierung von Schwyz und an die Tagsatzung! — Ich erwiederte, daß ich mich hier keineswegs auf die Analyse von Benedictiner-Satzungen einzulassen, sondern lediglich die Weisungen meiner Regierung zu vollziehen habe. Diesen letzteren ohne Verzug Genüge zu leisten, sei nun das Rathsamste. Der Staat sei keine theologische Anstalt; das Recht eines zu ihm gehörenden Klosters sei das Recht einer Corporation und könne also kein anderes Fundament haben, als das im Rechte des Staates überhaupt liegende. In diesem Momente übe die Obrigkeit ein ihr durch das Recht der Selbsterhaltung erlaubtes und gebotnes Staats-Hausrecht aus. Und nachdem ich so eben selbst mitangesehen, wie diese Frauen allein nach Vorschrift landesfremder Vormünder handeln, sei es um so zweckmäßiger, die Unerfahrenheit frei zu machen von solcherlei Vögten. Wenn etwa einigen unter ihnen diese Erklärung noch nicht überzeugend genug laute, so seien dieselben auf die Zulassung des Allmächtigen verwiesen, dessen Wille also auch hier, wie überall, zu achten, zu ehren und zu befolgen sei. — Damit entfernten wir uns und bestellten im nebenliegenden Gasthaus unser schon überlang verspätetes Mittagessen. Kaum fünf Minuten waren hier vergangen, so überbrachte man zwei große Tragkörbe voll sogenannter Nonnenkräpflein mit dem Beifügen, die Frauen schicken sie uns, da sie selbst dergleichen nun nicht mehr bedürfen. Nachträglich übergab das Kloster auch seine Siegel und schien also damit auf jeden Versuch von Wideretzlichkeit verzichtet zu haben. Als man dann die Casse dieser reichen Abtei beheben ließ, fand sich eine volle Barschaft von 16 Fr. 4 Rappen vor; so allseitig hatten die Einsiedelner Herren das Recht der Visitation hier ausgeübt!

Für Abt Adalbert von Muri und seine zwei noch übrigen Genossen war die ihnen bewilligte vierzehntägige Frist nunmehr auch abgelaufen. Am Vorabend der Abreise hatte der Abt noch einen kleinen

Altar und etliche andere Dinge als sein Eigenthum angesprochen, die zusammen eine tüchtige Wagenladung ausmachten. Desgleichen hatte auch P. Leodegar eine Menge Gemälde, als ihm persönlich gehörend, bereits nach Bünzen fortspedirt. Adalbert nahm bei mir Abschied und bat mich, als Zeichen dankbarer Verehrung für die ihm bewiesene Milde, sowie zur Erinnerung, einen eingerahmten Kupferstich, die hl. Justina, den er stets im eignen Zimmer gehabt habe, anzunehmen und zu bewahren. Am folgenden Morgen um 4 Uhr fuhren die drei Conventualen zusammen ab, gleichzeitig auch der Frachtwagen mit den Effecten des Abtes. Erst um 7 Uhr kam man mir zu melden, daß verwichener Nacht die Schildwache vor dem sog. Buchbinderkeller des Klosters betrunken gemacht und weggelockt worden sei. Man habe alsdann die Kellerthüre mit einer Winde aufgesprengt und aus einer unter dem Kellerboden in der Mauer befindlichen Höhlung, die sich in ein Luftloch gegen den Hof öffne, verschiedene dorten vermauert gewesene Gegenstände herausgenommen und verschleppt. Die Trümmer der Schlußmauer lägen noch umher. Augenblicklich begab ich mich an Ort und Stelle, fand den Bericht genau, ließ den Raum bis in den Grund durchspüren, kam aber dennoch zu keinem neuen Resultat. Ich mußte also annehmen, daß die Mönche verbehlte Werthsachen, wahrscheinlich jene von uns umsonst gesuchte und von ihnen stets verleugnete kostbare Monstranz, vielleicht noch anderes, hier heimlich herausgeholt und mitgenommen hatten. Eine Verfolgung der Abgereisten wäre nutzlos gewesen, da sie nun während der vier schon verflossenen Morgenstunden den Kanton Zug oder Luzern längst erreicht haben mußten. Man konnte somit nur die nachlässige Schildwache bestrafen und die Sache selbst zu den übrigen geschichtlichen Beweisen zählen, die man vom Werthe des geistlichen Männerwortes und der Priestertreue in Hülle und Fülle besitzt.

Noch gar manche andere Zwischenfälle verkümmerten mir meinen Aufenthalt in Muri. In einem der Klosterräume, in denen sonst Gefangene verwahrt worden waren, entstand ein schwer zu bewältigender Brand. Während man unter meinem energischen Einschreiten des Feuers endlich Meister wurde, mußte ich aus dem Munde verschiedener Privatleute, ja selbst von anwesenden Landarbeitern die stehende, vielfach wiederholte Phrase anhören, am besten wär's, das

ganze Kloster würde niederbrennen. Offenbar meinten sie, mit der Vertilgung des Gebäudes verschwinde auch die Hoffnung auf die Rückkehr seiner Mönche, und damit sei dann der Zwietracht im Lande ein Ende gemacht. Wahrscheinlich im Zusammenhange mit dieser vandalischen Maxime stand eine wilde Zerstörungs- und Plünderungs-Manie, von der die umwohnende Bevölkerung so gut wie ein Theil der fremden Occupationstruppen ergriffen war. Schon als ich die herrlichen Glasgemälde des Kreuzganges musterte, waren zwei der schönsten bereits entwendet. Ich ließ sie daher insgesamt ausheben, in besondere Kisten legen und im Cassengewölbe versperren. Soldaten des im Kloster einquartierten Berner-Bataillons Steinhauer waren in den dortigen Großen Saal gerathen, der berühmt ist durch seine Deckengemälde und Stuccaturen, und hatten sich unter fanatischem Gelärme an die Zertrümmerung des Mobiliars gemacht. Ich überraschte die Skandalmacher und consignirte das ganze Bataillon für 24 Stunden. Von andern widerwärtigen Fällen außerhalb des Klosters, von Rohheit und confessioneller Wuth gegen katholischen Brauch und kirchliches Gut, wie solche ganz besonders von den Bernersoldaten aus dem reformirten Seeland verübt wurden, schweige ich billig; ich konnte solche Ausschreitungen auf meinen vielfachen Rundreisen meist rechtzeitig erfahren und dann auch exemplarisch bestrafen. Unglücksfälle, die durch unser Mitverschulden entstanden, wurden auch durch unsre Mithilfe nach Möglichkeit wieder gut gemacht. Der in Muri-Egg bei Leonz Käppeli einquartierte Daniel Pfenniger von Suhr hatte aus Unvorsichtigkeit sein geladnes Gewehr in der Stube fallen lassen; der Schuß gieng los und verwundete mehrere Familienglieder, am bedeutendsten das etwa zehnjährige Töchterlein des Quartiergebers. Ich besuchte sogleich die Leute, ließ sie durch unsern Oberarzt besorgen und heilen und schenkte dem wieder genesenden Mädchen zu dessen unendlicher Freude einen vom Papst selbst geweihten Rosenkranz, den mir kürzlich Onkel Karl Herose von Rom mitgebracht hatte.

Endlich konnte mit der Reduction und Entlassung der Truppen begonnen werden; die fremden rückten am 12. Februar in ihre Heimat ab, dann nach und nach die eignen. Samstag den 6. März hielten wir unsern feierlichen Einzug in Aarau. Hier trat Waller in unser auf dem Schloßplatz formirtes Viereck, entließ uns des

Dienstes und überreichte mir nebst einem Dankschreiben der Regierung die große goldne Verdienstmedaille. Bei dem darauf folgenden Festmahle spendete der Staatskeller seinen Kasteler Ehrenwein vom Gewächse des Jahres 34, und ich ließ einen hübschen Theil meines Soldes in vier Dutzend Flaschen Champagner aufgehen. Als dann am 17. März die Regierung neugewählt wurde, gieng ich als erstgewähltes Mitglied aus der Urne hervor. Waller wurde Landammann, ich sein Landestatthalter.

In instructiver Beziehung hatte der Feldzug manchen Vortheil für unsre Truppen gehabt. Denn wenn auch der angestrengte Dienst und die immerwährend schlechte Witterung nicht erlaubte, die Truppen behufs der Ausführung der Exerzier-Reglemente zusammenzuziehen, so haben sie doch in andrer Weise vieles an Ausbildung gewonnen. Die Natur ihres Dienstes erforderte häufige Dislocationen und Märsche bei Tag und Nacht, auf guten und schlechten Wegen, über Berg und Thal. Sie gewöhnten sich dadurch an gute Marschordnung, an Marschdisziplin, an Sicherheit und Genauigkeit in der Bewegung, an Ausdauer. Sie lernten den Zweck und die Obliegenheiten der Vorwache, der Nachhut, der Equipagen-Wachen, und überhaupt die Sicherheitsmaßregeln von marschirenden Truppen kennen. In den Cantonirungs-Quartieren übten sie den Sicherheitsdienst praktisch aus; sie eigneten sich die Gewohnheit eines schnellen Aufbruchs und eiliger Versammlung unter den Waffen an; sie lernten überhaupt manches, was im Geiste der jetzigen Kriegsführung, sonderheitlich im Gebirgslande, für Milizen von wesentlichem Nutzen ist, und was ihnen unter gewöhnlichen Instructionsverhältnissen nicht beigebracht werden konnte. Der Geist der Truppen war gut. Ungeachtet der außerordentlichen Umstände, durch welche sie ihren Familien und Berufsgeschäften entzogen wurden, und trotz des beschwerlichen Dienstes und der abscheulichsten Witterung, versahen sie ihren Dienst bereitwillig. Kriegsgerichtliche Verhandlungen haben nur 4, disciplinargerichtliche 149 stattgefunden. (Siehe Rechenschafts-Bericht v. 41, S. 61.)

So war denn der Feind besiegt und der Krieg beendet; allein meine Feinde ruhten jetzt um so weniger und mir wurde nun der Krieg gemacht. Je höher mein Ansehen im Kanton und auswärts gewachsen war, um so mehr suchte mich die Partei der Ultramontanen zu er-

niedrigen. Sie haßten und fürchteten mich noch mehr als unsern Augustin Keller, in ihm meinten sie nur den Mann des Wortes, in mir den der That zu sehen. Ihre Blätter schilderten mich als ein förmliches Ungeheuer. In Gott lebende Männer — schrieben sie — altersschwach und unbeholfen geworden, hat er aus ihrem stillen Lebenskreise getrieben! Wehrlose Frauen, die sich dem Gebete und dem Unterrichte hilfsbedürftiger Mädchen gewidmet hatten, hat er mit Hohn aus ihren Zellen gejagt und halbnackend bei bitterer Winterkälte und hohem Schnee auf die Straße gestellt! — Fragte man die Lüstermäuler nach Beweisen und Thatsachen, o, so war auch für solche bereits vorgesorgt, wie folgendes Pfaffenstücklein zeigen wird. Als der Bremgartner Bezirksamtmann den Convent zu Hermetschwil auflöste, wählten die dortigen Klosterfrauen die Stadt Zug zu ihrem ferneren Aufenthalt und fuhren wohlversorgt in den ihnen bereit gehaltenen Kutschen und Schlitten dahin ab. Allein an der Grenze angekommen, schickten sie ihre Fuhrwerke, wider den Auftrag und wider Willen der Kutscher, zurück und wanderten zu Fuß, in feierlicher Prozession, den Rosenkranz abbetend und Litaneien singend, gemeinsam nach Zug, die Alten am langen Pilgerstabe einherhinkend, die Jungen ein armseliges Bündel am Knotenstock über der Achsel tragend. Sehet, riefen sie unter dem Stadthore, so hat der aargauische Geflüß, der wilde Wütherich, uns arme Frauen in Schnee und Eis hinausgejagt! Wir, die so wenig bedürfen, flehen euch an, uns nur ein Obdach zu gewähren; der Himmel wird unsre Fürbitte erhören und es euch lohnen! —

Solches Gerede ließ sich mit bloßem Schweigen vergelten, bedenklicher aber wurde alsbald das am Vorort gegen uns angeschürte Feuer. Heftig bestritt man in mehreren Kantonen die Competenz unsres Großen Rathes zur Aufhebung der Klöster, sowie die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Maßregel. Und weshalb trüge denn der Ultramontanismus seinen Namen, wenn er nicht stets das Ausland gegen die eigne Heimat herbeiriefe, so oft diese ihm nicht zu Willen ist. Man stiftete also die fremden Cabinette gegen uns auf. Nachdem sodann der päpstliche Nuntius und der österreichische Kaiser protestirt hatten, letzterer indem er sich „einen Abkömmling der Stifter Muri's und einen erblichen Beschützer des Stiftes“ nannte, erklärte eine Drohnote Metternichs (Wien, 27. Februar 41): so ferne der schweizerische Bundesvertrag

von 1815 in seinem die Klöster garantirenden Artikel XII verletzt werde, so würden die vier Mächte jenen von ihnen wohlwollend mitgegründeten Vertrag als erloschen betrachten. Schon am 2. April darauf entschied die oberste Bundesbehörde, gestützt auf den Bericht der von ihr eigens ernannten Klostercommission: Der aargauische Großrathsbeschluß vom 13. Januar 41 ist als unvereinbar mit dem 12. Artikel des Bundesvertrages erklärt und der hohe Stand Aargau wird dringend eingeladen, mit Rücksicht auf diesen Artikel, sein Dekret wiederum vorzunehmen und neue Verfügungen zu treffen, welche den Anforderungen der obersten Bundesbehörde genügen können. Mit 12 und zwei halben Stimmen traten die Kantone diesem Entschcheid bei. — Der von so vielen Seiten her belästigte Aargau mußte vorerst suchen, Zeit und Freunde zu gewinnen. Dies gelang; so kam die Sache erst auf die lange Bank und nachmals zu einem leidlichen Austrag.

Nachdem in Folge der Volksversammlung zu Schwamendingen die doctrinäre Zürcherpartei Bluntschli durch die Fortschrittspartei Furrer verdrängt worden war; nachdem auch in St. Gallen Landammann Baumgartner, der politische Renegate, durch sein Votum für Wiederherstellung aller Klöster sich auf den politischen Isolirschemel gebracht hatte, kam es auf der Luzerner Tagsatzung von 1843 zwischen dem aargauischen Gesandten und einigen eidgenössischen Abgeordneten zu einer vertraulichen Berathung. Der Gesandte hatte schließlich die Wiederherstellung der drei Frauenklöster Fahr, Gnaden-
thal und Mariä-Krönung anerbotten, die Abgeordneten dagegen glaubten einen vortheilhafteren Beschluß erwirken zu können, wenn man sich auch zur Wiederöffnung des vierten Frauenconventes Hermetschwil verstehen würde. Ich selbst hatte damals während eines zu Luzern gemachten Besuches die Ansichten der verschiedenen Kantonalgesandten kennen gelernt und allgemein den Wunsch vernommen, Aargau möchte in seinen Concessionen etwas weiter gehen, damit der heikle Gegenstand, der das ganze Land beunruhige, überall Wühlereien und Friedensstörung veranlasse und nur zur Hebung der Römlinge ausgebeutet werde, von der Tagsatzung zur Zufriedenheit beendet und aus Abschied und Traktanden entfernt werden könne. Unser Gesandter gab uns von jener Unterredung Kenntniß und fragte zugleich an, ob man nun den Großen Rath beförderlich zusammen berufen solle zur Anhörung des

Gesandtschaftsberichtes und zur endlichen Schlußnahme des Geeigneten. Ich beantragte dies dem Kleinen Rathe, den ich in Abwesenheit der beiden Standeshäupter zu präsidiren hatte. Allein dieser Vorschlag beliebte ihm nicht. Man wußte noch nicht den Muth zu finden, der selbst die Initiative ergreift und für die Folgen eines freigefaßten Entschlusses einsteht. Eine Behörde schob daher das Geschäft der andern zu und schließlich wieder an den Gesandten zurück. Die Gesandtschaft — dies ließ man nun nach Luzern schreiben und durch unsern Staatschreiber dorten mündlich noch näher begründen — werde es selber zu ermessen wissen, d. h. aus der dortigen Stimmung am ehesten erkennen, ob der Große Rath einzuberufen sei. Letztere stellte aber in ihrer Rückantwort kein positives Begehren, sie wiederholte nur die Ansicht, wenn die Besammlung geschehe und wenn der Große Rath sich entschlösse, nebst den drei zur Restituirung anerbotten Frauenklöster, noch Hermetschwil als viertes mitherzustellen, so dürfte die Angelegenheit zu Ende kommen. Dagegen trat nun Waller auf; er war der entschiedenste Gegner jener noch weiteren vierten Concession und wollte also consequenter Weise von einer dafür anzuberaumenden Einberufung des Großen Rathes absolut nichts wissen. Wenn, sagte er, die Gesandtschaft wirklich eine solche wünsche, wie es aus dem mündlichen ergänzenden Berichte unseres Staatschreibers ja hervorgehe, so möge sie sich selber an das Großrathspräsidium wenden, die Regierung dürfe sich hiezu nicht verstehen; und er behalte sich vor, wenn der Fall der Besammlung eintrete, mit aller Kraft jeder weitem Concession, als einer Schmach für den Aargau, zu widerstreben. Als es hierüber zu keiner gehörigen Schlußnahme gedieh, tauchte der Antrag auf, einen neuen Abgeordneten aus der Mitte des Kleinen Rathes nach Luzern an die dortige Gesandtschaft abgehen zu lassen, und erhielt eine knappe Mehrheit. Als es sich aber um die Wahl dieses Abgeordneten handelte, wollte Niemand gehen, und man mußte diesen Antrag wieder fallen lassen. So blieb denn zuletzt kein anderer Ausweg mehr übrig, als den Großen Rath einzuberufen und dazu unsern Tagsatzungs-Gesandten Dr. Wieland von Luzern hieher zu beordern. Letzterer erschien denn auch alsbald und war schon in der regierungsräthlichen Sitzung bei der Frage mit anwesend, welcher Antrag nunmehr dem Großen Rathe vorgelegt werden solle. Ich hatte vorgeschlagen, die Ansichten des Tagsatzungsgesandten zu unserm kleinräthlichen Antrag

zu rezipieren und dieselben dem Großen Rathe zu empfehlen. Waller aber und die Seinigen beharrten auf ihrem Plane, den Antrag auf Ablehnung jeder weiteren Concession stellen, ja sogar erklären zu lassen, daß man, weil die Tagsatzung mit den Angeboten Aargau's sich nicht begnügt habe, dieselben als hingefallen betrachte und die Sache selbst erledigen werde. Wer sich dieser Drohung nicht mit anschließen mochte, dem blieb nichts anderes übrig, als eine nichts-sagende Verwahrung zu Protokoll.

Schnell gelangte die Kunde von der Fassung unseres kleinrätlichen Antrages nach Luzern, und schnell machten sich dort einige erprobte Freunde des Fortschrittes auf und kamen zu uns herüber; das waren Dr. Furrer, Landammann Munzinger, Präsident Rüschet, der greise Landammann Sidler von Zug. Kummervoll berichteten sie, wie im ultramontanen Lager helle Freude herrsche über unsern tollkühnen Entscheid, welcher jedem unsrer Gegner das Heft förmlich in die Hand drücke; sie beschworen uns, im Interesse des Friedens und des Lichtes, die Hand zu bieten zur Erledigung des alten Haders. Ihre Bemühungen schienen umsonst. Waller erklärte ihnen, seine im langen Kampfe gewonnene Ansicht weder ändern zu können, noch ändern zu wollen, hierin würden auch seine Schicksalsgenossen mit ihm halten. Schwächlinge möchten ihr Heil in blöden Auskunftsmitteln suchen, sein Wahlspruch heiße: Frisch durch! Das sei nicht Starrköpfigkeit, sondern zielbewußte Festigkeit. Das Recht im Auge, erringe man entweder den Sieg, oder gehe ehrenhaft unter. Aber auch alsdann werde das öffentliche Gewissen erwachen und uns rächen! —

In ähnlichen Gesinnungen erklärte sich Augustin Keller. Er stützte sich auf diejenigen Gründe, welche er bereits in seiner Denkschrift* veröffentlicht hatte. Unsere Klöster, sagte er u. A., haben durch unausgesetzte Befeindung des Staates den Staatschutz verwirkt. Wer will den Staat zwingen, Corporationen zu garantiren, die ihn selbst nicht anerkennen, die ihm also auch nicht die Machtvollkommenheit zu einer solchen Garantie einräumen? Der Staat ist nicht etwa bloß der Verwalter der Klöster, er ist ihr Obereigenthümer; das

* Die Aufhebung der Klöster. Eine Denkschrift an die Hohen Eidg. Stände. (1841. 4^o, 157 Seiten haltend.)

Recht der Säkularisation fließt aus dem des Landesherrn. Die in Artikel 12 des Bundesvertrages vom Jahre 15 enthaltene Garantie der Klöster ist keine unbedingte, keine die Souveränität der einzelnen Kantone beschränkende, und kein einzelner Kanton hat die Pflicht auf sich, den Nachbarkanton, der ein Kloster aufheben will, hierin zu hindern. Die bereits säkularisirten Frauenklöster wieder herzustellen, scheitere außerdem an einer kanonischen Regel. Denn die Organisation der weiblichen Orden steht im Zusammenhang mit dem entsprechenden Mannskloster gleichen Ordens; in einem Frauenkloster dürfen nur Klostermönche gleicher Ordensregel seelsorgliche Verrichtungen übernehmen. Wollte man daher nur die Mannsklöster aufheben und die Nonnenklöster fortbestehen lassen, so wäre man genöthigt, diesen die vorgeschriebenen geistlichen Visitatoren und Beichtväter aus den Mannsklöstern anderer Kantone zu gestatten. Wohin aber dies führe, beweisen die vielen Mißhelligkeiten, in welche der Aargau mit dem Benedictiner-Nonnenkloster Fahr gerade deßhalb gerathen sei, weil dasselbe unter dem Benedictinerstifte Einsiedeln gestanden und von daher seine Beichtiger habe nehmen müssen. Das aargauische Volk wolle fernerhin keinen Staat im Staate mehr; es wolle darüber einmal klaren Entscheid haben, ob der ihm vorgeschriebene Bundesvertrag dem Kanton gelte, oder ob er dessen Feinde gewährleiste; ob dieser Vertrag eine Bundeslade der kantonalen Freiheit, oder ob er ein Asyl der Verschwörer und Aufrührer sei. —

Vergebens bestrebte sich der unermüdliche Sidler, auf diese beiden Vorredner Waller und Keller einzuwirken, vorstellend, daß nicht individuelle, nicht kantonale, sondern die viel höheren, allgemein-eidgenössischen Interessen in die Wagschale gelegt werden müßten; — es half nichts, und die meisten der angekommenen Freunde zogen betrübt sich zurück.

So kam der Kleinräthliche Antrag am Montag den 28. August unverändert vor den Großen Rath und wurde von diesem einer fünf-gliedrigen Commission zugewiesen, die auf den morgigen Tag hierüber zu berichten hatte. Vier Mitglieder derselben, darunter Augustin Keller als Präsident, Plazid Weissenbach als Berichterstatter, empfahlen den Regierungsantrag; das fünfte Mitglied, Obergerichtspräsident Dr. Rud. Tanner, sprach für Nachgiebigkeit, die Gründe hiefür darlegend. Nach diesen Commissionsvorträgen entwickelte Dr. Wieland, Namens

der Tagsatzungs-Gesandtschaft, die grundsätzlichen Verhältnisse in den verschiedenen Meinungen und den gegenwärtigen Stand der Dinge, schloß aber, in gewohnter diplomatischer Zurückhaltung, mit keinem Vorschlag. Hierauf beantragte der katholische Agitator Schleuniger aus Klingnau die Wiederherstellung aller Klöster insgesamt als den alleinigen Ausweg zum Frieden und Recht. Ich hatte inzwischen eine Redaction für eine vermittelnde Schlußnahme niedergeschrieben; sie bot, dem Landesfrieden und unsern Freunden zu lieb, die Herstellung von vier Frauenklöstern opferwillig dar und drückte dies in ihrer Motivirung also aus: „. . . um im wohlverstandnen Interesse gesamnter Eidgenossenschaft die beförderliche bundesgemäße Erledigung der Klosterangelegenheit durch die Tagsatzung möglich zu machen, so wird etc. etc.“ Nunmehr sah man, wie die Vorstellungen Sidlers auf unsre radicalsten Collegen doch nicht ohne Einfluß geblieben waren; diese fühlten das furchtbare Gewicht der Verantwortlichkeit, wenn sie jetzt momentan Sieger bleiben sollten, und ihr Widerstand gegen meinen Antrag wurde zusehends schwach und unsicher. Waller sprach jetzt ohne sein gewohntes Feuer und ohne den üblichen Bilders Schmuck. Keller ließ durchblicken, daß es doch klüger sein möchte, auf Schärfe und Herbheit zu verzichten, um sich mit den uns wohlmeinenden Kantonen auf einen brüderlichen Fuß stellen zu können. Der Gesandte Wieland, der noch einmal das Wort hatte, schloß mit der Bitte, dem aufregenden Handel ein positives Ende zu machen. In der nun folgenden Abstimmung fielen für die Commissionsmehrheit nur 27 Stimmen, für meinen Antrag aber 110. Ein allgemeiner Jubel brach los im Saale und auf der Galerie. Der alte Sidler, der mit unter den Zuhörern gesessen hatte, trat hervor und warf sich unter Glückwünschen in unsere Arme: „Ihr Aargauer seid wackere Männer, ihr habt euch selbst überwunden, habt dadurch die Eidgenossenschaft gerettet!“ Alsdann reiste er mit unsern Gesandten unverweilt nach Luzern zurück. Hier kamen sie gerade recht, um die langen Gesichter zu sehen, die über die unerwartete Art der Erledigung nun im ultramontanen Lager gemacht wurden. Denn jene noch schwankend gewesenen Stände, welche sich bisher das Protokoll offen behalten hatten, traten jetzt auf Aargau's Seite und durch St. Gallens definitiven Beitritt ergab sich die zwölfte Stimme zur Entfernung des Gegenstandes aus Traktanden und Abschied. Wer

die Parteien nicht kannte, der mußte damals glauben, ein glücklicher Frieden sei nun gestiftet und aller Krieg zu Ende. O nein! vielmehr der Grund zum Sonderbund war nun gelegt, zu jenem vorausgerüsteten und mit dem katholischen Auslande verschworenen Bunde, welcher sogar noch auf der Tagsatzung des Jahres 47 die Wiederherstellung der Klöster als seine letzte Friedensbedingung anbot. Und erst als dieser Bund der Jesuiten durch einen zweiten, weit größern Krieg zertrümmert war, gelangte die Schweiz zur Schaffung ihrer gegenwärtigen Bundesverfassung.

Nachdem ich mich nun bei einem und demselben Gegenstande nothgedrungen so lange verweilt habe, muß ich mir einen Rückblick erlauben über mancherlei gleichzeitige Begebnisse, die sich in das bisher Erzählte nicht einfügen ließen.

Ich wende mich auf einen Augenblick abermals der Klosterangelegenheit zu. Aufgehoben blieben nunmehr die beiden Kapuzinerconvente zu Baden (8 Mann stark) und zu Bremgarten, 9 M. stark; die beiden Stifte Muri und Wettingen, jenes mit 29, dieses mit 28 Mann; zusammen also 74 Mönche. Die zwei letztgenannten großen Klöster wurden in wohlthätige Anstalten umgewandelt, aus ihrem Vermögen neue katholische Pfarreien errichtet, katholisch-theologische Staatsstipendien gestiftet, Schul- und Armengüter der katholischen Landesdistricte dotirt. Anders war einstweilen das Schicksal der Klosterfrauen. Gemäß der vom Großen Rathe erhaltenen Weisung wurden die Conventualinnen sowohl als die Laienschwestern der vier Nonnenklöster aufgefordert, in ihre verlassenen Wohnungen wieder zurückzukehren. Es mußten Lebensmittel dafür herbeigeschafft, bauliche Veränderungen getroffen und der Unterhalt derjenigen Frauen und Schwestern nach auswärts bestritten werden, die wegen allzuhohen hinfälligen Alters die Reisebeschwerden der Rückkehr nicht mehr zu ertragen vermochten. Doch man scheute die neu verursachten Mühen nicht und säumte in keinerlei Weise, das Versprochene ehrlich zu halten. Um aber auf einen einzigen Blick die Sache augenfällig zu machen, um die man sich so lange und so heftig gezankt hatte, stehe hier die Zahlentabelle sämmtlicher Nonnen, soviel ihrer vor der Klosteraufhebung in den betreffenden vier Conventen vorhanden gewesen sind.

	Vorsteherin	Klosterfrauen	Laienschwestern
Hermetschwil	1	13	5
Fahr	1	16	7
Gnadenthal	1	12	4
Mariä-Krönung	1	17	
	4	58	16

Summa 78 Personen.

Die Gesamtsumme aller aargauer Nonnen vor der Klostersaufhebung betrug also 78, hierauf nach Rückkehr in ihre Convente, abermals laut Rechenschaftsbericht v. J. 42, 73 Personen — *tant de bruit pour une omelette!**

Der Gedanke, dem Berner Staatschultheißen A. Neuhaus, der unserm Kanton so treu und weise mit Rath und That, im Felde und am Grünen Tische zur Seite gestanden hatte — eine öffentliche Anerkennung durch meine Vaterstadt aussprechen zu lassen, erfüllte sich im Jenner 1842. Von 220 in der Gemeindeversammlung Anwesenden votirten ihm 213 das Aarauer Bürgerrecht. Um ihm auch ein Volksgeschenk machen zu können, hatte ich mich in aller Stille mit dem Zusammenbringen einer Geldsumme durch ganz kleine Beiträge unsrer Mitbürger beschäftigt. Das daraus entstandene silberne Tafelservice und ein großer Silberpocal mit dem Neuhausischen Familienwappen lag dann lange beim Goldarbeiter Rehfuß in Arbeit und konnte erst später überreicht werden.

Beim schweizerischen Offiziersfeste in Glarus wies ich toastirend einen im Stachelbergerbade erhobenen schönen Stein vor mit dem Versprechen, denselben als Grundstein einzulegen in den Bau der

* Das Gesamtvermögen sämmtlicher Klöster im Aargau war auf etwa 7 Millionen geschätzt. Davon leisteten sie in den letzten Jahren an den Staat jährlich 40,000 Fr., also den Zins von einer Million. Den Ertrag der übrigen 6 Millionen in Beweglichem und Unbeweglichem hatten und brauchten sie für sich. Während der Staat damals bei einer Bevölkerung von 182,800 Seelen mit einem Staatsvermögen von 10 Millionen haushalten mußte und jährlich vorsparte (Budget für 1841), hatten seine Klöster mit 137 Ordensmitgliedern, welche der Welt und ihren Genüssen feierlich entsagt hatten, von 6 Millionen zu leben und waren dabei jährlich pekuniär zurückgekommen.

Augustin Keller, die Aufhebung der Klöster, S. 91.

neuen Kaserne zu Aarau, die eben damals auf meinen Betrieb im Entstehen war. Dorten legte ich ihn alsdann in die Grundmauer westlich vom Eingangsthore nieder. Von jenem Feste brachte ich auch das neue Trompeterstück zum Zapfenstreich mit heim, das seitdem sich in alle Kantone verbreitet hat und stabil geworden ist.

Bald nach meiner Rückkehr begann das Aarauer Kantonalschießen, das, unter andern heitern und familiären Impromptü's, auch folgende Scene aus dem Ahnencultus zum Besten gab. Die Siegestrophäen des Hans von Hallwil, des Helden in der Schlacht bei Murten, die bis dahin im Schlosse Hallwil aufbewahrt gewesen, sollten zur Erhöhung der Festfeier hieher gebracht und im Gabentempel aufgestellt werden. Der damalige Schloßbesitzer Franz von Hallwil, ein emeritirter Rittmeister der Petersburger Garde-Cuirassiere, verstand sich bereitwillig hiezu und überbrachte uns nicht bloß das Sieges Schwert und die Fahne seines Ahnherrn, sondern auch dessen einen Reiterstiefel. In feierlicher Prozession wurden diese Herrlichkeiten durch die Stadt auf den Schützenplatz hinab getragen. Rittmeister Hallwil, umgeben von Geharnischten, schritt voran; ich, der die Übergabsrede zu halten hatte, folgte mit dem blanken Schwerte nach. Die Fahne war durch Alter mürbe geworden und konnte nicht mehr entfaltet werden. Nun folgte Waller als Dritter unter uns Groß-Ceremonienmeistern; mit dem steinernen Ernste einer Portal-Statue, die das Modell zur Votivkirche auf der Hand hält, trug er durch die dichtgedrängten Volkshaufen hindurch hoch den alten zerlöcherten Stiefel einher.

Im Jahre 43 wurde ich an die verschiedenen Conferenzen nach Baden, Zürich und Basel delegirt, auf denen das erste hierländische Eisenbahnproject berathen und abermals berathen wurde. Die Bahnlinie sollte von Zürich über Baden an den Rhein und dem linken Rheinufer entlang nach Basel ziehen. Dagegen opponirten nun die beiden Mitbetheiligten, Baselstadt und Baselland, auf eine possierliche Weise. Baselland erklärte, für die kurze Strecke von Kaiseraugst bis zur Grenze von Stadtbasel sei es ihm nicht der Mühe werth, sein Gebiet herzugeben; man möge über den Hauenstein bauen, da besitze es Zollrechte. Auf das Angebot, ihm diese Zollrechte abzukaufen, wurde es nur noch mißtrauischer und blieb untraktabel. Baselstadt seinerseits wollte wohl auf seinem Territorium bauen lassen, aber kein Geld dazu hergeben. Sein Abgeordneter Laroche, genannt Deputat, entwickelte wunderliche

Begriffe. Wenn Basel, sagte er, einer von Zürich her ziehenden Bahn sein ebnes Gebiet öffne, so habe es damit genug gethan. Allerdings sehe es selber ein, daß es damit seine Handels- und Gewerbsverhältnisse gänzlich ändere, ja auf den Kopf stelle; gleichwohl trete es der Ausführung des Planes nicht hindernd in den Weg. Geld aber habe es zu diesem Ende durchaus nicht, so wenig als ein Müller Geld habe, um sich seinen Mühlbach abzugraben. Durch solcherlei Antworten sah Zürich sich zurückgewiesen auf das ihm nächstgelegene schweizerische Territorium, und in der Hoffnung, später mit dem Großherzogthum Baden in Verbindung treten und dann eine rechtsrheinische Schienenstraße bis Basel führen zu können, resolvirte es sich am Ende darauf, vorerst nur bis auf aargauisch Baden zu bauen. So entstand dann im Laufe der nächsten vier Jahre die von Zürich bis zur Stadt Baden führende winzige Linie, die zwar unter dem eigentlich großrussischen Namen „Nordbahn“ ins Dasein trat, vom Volke aber beharrlich „Spanischbrödl-Bahn“ genannt wurde.*

Jesuitenberufung. Freischaarenzüge. Sonderbunds- krieg. Eidgenössische Bundesregierung.

Gegen Ende October kam in Luzern eine vom eidgenössischen Kriegsrath bestellte Commission zusammen, um das allgemeine Militärdienst-Reglement zu revidiren; ich war ihr Redactor und hatte das neuberathene Reglement in deutscher und französischer Sprache niederzuschreiben und vorzulegen. Dieses tüchtige Stück Arbeit hinderte mich jedoch nicht, die gleichzeitigen Sitzungen des dortigen Großen Rathes zu besuchen, die damals Tag um Tag von zunehmender Bedeutung wurden. Es handelte sich um die Berufung der Jesuiten, in deren Hand die Geistespflege und das Erziehungswesen gelegt werden sollte. Die Kantone Wallis, Freiburg und Schwyz hatten den Orden bereits bei sich eingeführt, und den Vertrag, wel-

* Die Einwohner der Stadt Baden heißen im Volksmunde nach ihrem aus Pastetenteig auf den Verkauf gebackenen Mürrbrode Spanischbrödl. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts berechnete Heß (Badenfahrt) den jährlichen Verbrauch daselbst auf 720,000 Stück.

chen die Luzerner Regierung einstweilen mit demselben abgeschlossen hatte, sollte nun der dortige Große Rath am 24. Weinmonat genehmigen. Gründlich und warm, jedoch ohne Heftigkeit, sprach Alt-Schultheiß Jak. Kopp dagegen, aber was vermochte damals sein Wort gegen so viele! Der Bauer Leu von Ebersol ließ den Redner zur Ordnung weisen deshalb, daß dieser die Jesuitenberufung einen Verrath an Freiheit und Vaterland genannt hatte. „Ach, hätten wir jetzt einen Frey-Herose unter uns!“ sagte, als das Ergebniß der Abstimmung verkündet wurde, ein neben mir auf der Galerie stehender junger Mann. Ich antwortete dem Unbekannten nicht, erfuhr aber folgenden Tages von Schultheiß Kopp, sein Sohn sei es gewesen, der jenes Wort gesprochen. Anfangs Wintermonat kehrte ich heim, mit unmuthiger Sorge den kommenden Dingen entgegensehend. Der Kampf der Parteien dauerte gleichheftig fort; die Freisinnigen Luzerns wußten voraus, daß sie auch beim Volksveto unterliegen müßten, und sannten auf Gewaltsmaßregeln. Als man uns am 7. Christmonat Abends halb sechs Uhr plötzlich zur Sitzung zusammenberief, um gegen die eben ausgebrochenen Luzerner Unruhen ein Militäraufgebot zu beantragen, fehlte Waller in unsrer Mitte; ein Schreiben von seiner Hand zeigte uns an, daß er seine Stelle niederlege und sich von diesem Augenblick an seiner regierungsräthlichen Verpflichtungen selbstwillig entbunden habe. Es war uns kein Grund seines Austrittes bekannt, wir nahmen daher letztern nicht an, wir wußten und ahneten noch nicht, daß er bereits fort war, daß er so eben im Felde stand gegen Luzern, mitkämpfend an der Spitze von Freiwilligen. Allein dieser muthige Zuzug von außen her war im Luzernerlande ohne Zusammenhang geblieben, und auch der von den Jesuitengegnern in der Hauptstadt versuchte Handstreich hatte schon am 8. Christmonat ein klägliches Ende gefunden. Wir boten sogleich Truppen aller Waffengattungen auf und bezeichneten als ihr Hauptquartier das der Grenze benachbart liegende Schöftland; Luzern aber meinte eben hierin eine heimliche Ermuthigung und Unterstützung der Widersacher zu sehen und ließ uns und dem Bernerlande volles Mißtrauen empfinden.

Unter sich ansammelnden Gewitterwolken gieng das Jahr zu Ende. Die rohen und harten Verfolgungen der Luzerner Regierung gegen ihre eigenen Bürger trieben eine Menge betheiligter oder unzufriedener Männer aus ihrer Heimat in den Aargau. Von hier aus wollten diese

Flüchtlinge, unterstützt von den übrigen schweizerischen Gesinnungsgenossen, mit Gewalthaufen nach Luzern zurückkehren und das dortige Jesuitenregiment stürzen. Zu diesem Zwecke bemühten sie sich, ihre Sache nunmehr besser zu organisiren und die Führung der Freischaaren in kundigere Hand zu legen, als dies das erstemal geschehen war. Deshalb wandten sie sich auch an mich, ja ihr Abgeordneter, Oberst Eduard Rothpletz von Aarau, ein altgedienter holländischer Offizier, setzte mir hart zu. Ich wies dieses Ansinnen auf der Stelle und ganz positiv von mir. Ich gestand meine Entrüstung, daß man mir als dem Landammann des Kantons, der für Handhabung von Gesetz und Ordnung zu allererst zu sorgen habe, derlei unstatthafte Anträge machen zu können sich einbilde. Dagegen mahnte ich zur Geduld, da man nun vom neuen Vorort Zürich Besseres mit Recht zu erwarten habe, und bat und beschwor die Leute, nicht vom Wege des Gesetzes abzuweichen. Aber sie hörten nicht auf mein Wort und versuchten, was ihnen bei mir mißlungen war, alsbald beim Stabshauptmann Ochsenbein in Nidau, der mir erst verwichenenes Jahr, da ich im Lager zu Thun eine Brigade commandirte, als erster Adjutant beigegeben gewesen war. Jetzt erschien er selbst bei mir und erklärte, die Mission angenommen zu haben. Er führte mir eine Reihe von Beweggründen an. Die am 24. Hornung zusammengetretene Tagsatzung sei am 20. März auseinander gegangen, ohne einen Entscheid über die Jesuitenausweisung aus der Schweiz, ja ohne nur einen solchen über die Amnestie von mehr als eintausend politisch verfolgter Schweizerbürger gefaßt zu haben. Wo solche Schwäche mit offener Schamlosigkeit hervortrete, da helfe nur Gewalt. Ich dagegen verwies ihn auf das durch die Tagsatzung noch neuerlich erlassene Verbot von Freischaarenbildungen. Es mochten ihn auch meine übrigen Vorstellungen momentan nachdenklich gemacht haben, denn seine gleich anfangs gestellte Nachfrage nach Munition und Geschützen in unserm Zeughaus zu Aarburg (die damals dorten unter sehr schwacher Obhut standen) wiederholte er nicht zum zweitenmal; wohl aber schien er vornehmlich zu mir gekommen zu sein, um mich zu bewegen, keine stärkere Bewachung jenes Zeughauses anzuordnen. Er gieng ruhiger als er gekommen war und, wie mir schien, in der Absicht sich vom Unternehmen zurückzuziehen. Allein nach kurzem Wanken blieb er seiner ersten Zusage getreu, das dringende Ansuchen der politischen

Führer und des Kriegsrathes der Freischaaren war für den jungen resoluten Mann verlockend.

Unsere Regierung wurde von Zürich her gebeten, einem etwa vom Aargau aus versuchten Landfriedensbruch scharf entgegen zu treten, und wir thaten hiefür unser Möglichstes. Unsere Beamten in allen Bezirken wurden dringend von jeder Theilnahme abgemahnt; den größten Theil einer Zuzügercolonne, die von Lenzburg aus schon auf dem Marsche war, konnten wir anhalten und zur Umkehr bewegen; wir versammelten den Großen Rath, der freilich nichts weiter zu beschließen vermochte, als auf dem Zusammentritt der Tagsatzung zu bestehen. Allein man glaubte uns nicht, man meinte, es sei uns nicht ernst. Denn die Freisinnigen und ihre Führer hatten die Masse des Volkes für sich; die Mitglieder unsrer Regierung waren Freisinnige, warum hätte man sie nicht für gute Freunde jener Parteiführer halten sollen oder dafür ausgeben können? Also gieng die begonnene Sache mit innerer Macht ihrem Ziele zu, unbeirrt durch den Widerstand einer selbst noch in ihren Befugnissen vielfältig eingeschränkten und gehemmten Kantonsregierung.

Auf den 30. März waren die Freischaaren aufgeboden worden. Luzerner waren in solcher Masse herbeigeströmt, daß sie mit einer vollständig bewaffneten und equipirten Scharfschützencompagnie klingenden Spieles in Zofingen ausziehen konnten; eine gleiche war von Huttwil her zu den Berner Schaaren gestoßen. In der Morgenfrühe jenes Tages überfiel ein Trupp die nur von Landjägern bewacht gewesene Festung Aarburg und entführte zwei Vierpfünderkanonen und zwei Haubitzen. Unsere Truppen kamen zu spät zur Abwehr, schon waren die kühnen Abenteurer in den Kanton Luzern abmarschiert. Mich machte der Vorfall sehr besorgt und ich theilte keineswegs die Zuversicht einiger Collegen, die einen günstigen Gang der Dinge weisagten, die an die Möglichkeit nicht glaubten, daß so entschlossene, kräftige, gutgeleitete Männer zurückgeschlagen werden könnten. Ich erwiederte: Fassen wir doch auch die Frage ins Auge, was unsrerseits geschehen müsse, wenn sie dennoch geschlagen werden; es sind Freischärler, Leute, die sich nicht von Gesetzes wegen unter den Befehl beugen, und deren Jeder im Augenblicke der Gefahr oder des Sieges thut, was er selber für gut findet. — Wir zeigten dem Vorort, mit dem wir in steter Verbindung geblieben waren, den Stand der Sache

an und warfen die Verantwortlichkeit auf Luzern, dessen hartherzige Austreibungsmaßregeln gegen die eignen Mitbürger, trotz aller unsrer Gegenvorstellungen, nicht aufgehört hatten. — Erst am folgenden Tage trafen Nachrichten ein über den kläglichen Ausgang der Expedition, eine schlimmer als die andere; die Gefangennahme des größten Theiles der Ausmarschirten bestätigte sich. Die Führer Ochsenbein und Rothpletz, jene zwei Anschicksmänner, die mich für die Invasion zu werben gesucht hatten, waren der Unbotmäßigkeit ihrer Mannschaften unterlegen. Im Defilé Renggloch war Ochsenbeins Colonne über Nacht auseinander gesprengt worden. Sein damaliger Bericht, ein fliegendes Blatt mit dem Datum: Nidau, 4. April 45, äußert geräuschvoll: „Der Obercommandant konnte seine letzten 8 Cavalleristen nicht mehr in die Schlachtlinie führen, er würde zu spät gekommen sein.“ Oberst Rothpletz hatte eine die Stadt Luzern dominirende Anhöhe Gütsch mit 400 Mann besetzt und, dem erhaltenen Befehle getreu, die Nacht durch, ohne Nahrung, Lagerstroh und Mäntel, behauptet, nachdem die vier ihm zunächst stehenden Commandanten ihre Stellung willkürlich und ohne Meldung verlassen hatten. Am folgenden Morgen mußte er sich ergeben. Seinen Säbel, den er am Gütsch hatte liegen lassen, überbrachte mir einer der glücklich Entronnenen, und es war mir eine große Freude, dem alten Holländer-Soldaten nach seiner Heimkehr dieses den Jesuiten entgangene Waffenstück makellos wieder einhändigen zu können.

Die grausamen Mißhandlungen, denen die Gefangenen ausgesetzt wurden, erregten jedes Menschenherz so heftig, daß wir unsre Grenzhut ernstlich abmahnen und zurückhalten mußten, nicht zur Befreiung ihrer persönlichen und politischen Freunde aufzubrechen. Letzteres gelang mir; alsdann begab ich mich zu einem gewesenen Mitgliede unsrer früheren conservativen Regierung, einem gewürfelten Geschäftsmanne, der gleichgesinnte einflußreiche Freunde in Luzern zählte, und bat ihn, sich dorten für unsre Gefangenen zu verwenden. Er that es alsbald schriftlich und mündlich. Der Vorort hatte sofort die kaum auseinander gegangene Tagsatzung auf den 5. April wieder einberufen und die Truppen von sieben Kantonen aufgeboten. Die Großzahl derselben lagerte im Aargau, der Brigadecommandant Gmür hatte sein Hauptquartier im Schloß Hallwil aufgeschlagen. Ich besuchte ihn dorten und stellte ihm vor, wie ungemäß es sei, seine Leute in voll-

ständig ruhige Orte der Bezirke Lenzburg und Kulm zu legen, während die Meutereien im Freiamte offenkundig seien und man dorthin das Auge zu richten hätte. Auch nach Zürich zum Tagsatzungspräsidenten Furrer eilte ich, und meine Mahnungen blieben nicht fruchtlos.

Achtzehnhundert Gefangene auf einmal fiengen an in Luzern zur Last zu werden, und man begann, nachdem man sie bereits total ausgeplündert hatte, in ihre Freilassung gegen ein Lösegeld einzuwilligen. Am 23. April kam dann ein Vertrag zu Stande, nach welchem der Aargau für die Freigebung seiner Leute 200,000 Fr. zu bezahlen hatte. Kaum war uns der Bericht zugegangen, so beluden wir eine Fuhre mit dieser, nahezu 300,000 Fr. jetziger Währung betragenden Summe, sandten sie unter Bedeckung ab, und wenige Tage darauf kehrten die armen Erlösten heim. Zu obiger Summe hatte der Staat später noch 18,541 Fr. nachzuzahlen.

Gewiß war die Freischaaren-Angelegenheit das aufregendste und schwierigste Geschäft der Regierung im Jahre 45, namentlich für meinen Geschäftskreis äußerst widerwärtig; darum glaubte ich dasselbe hier voran stellen zu müssen. Indessen war es lange nicht das einzige. Wir hatten zu verhandeln das von der Tagsatzung den Kantonen abverlangte Gesetz über das Verbot der Freischaaren; abzuwehren hatten wir die abermaligen Einsprachen einiger Kantone gegen unsre Kirchen- und Klostersverhältnisse; zu bekämpfen waren die neuen Versuche für confessionelle Trennung des Aargaus, welche durch Schleuniger von Klingnau hitzig betrieben wurden, bis er wegen überwiesenen Meineides flüchtig den Kanton verließ. Auch einige Schulmeistereien hatten wir uns zu verbitten, mit denen uns fürstliche Cabinette zu beehren gedachten. Mancherlei Finanzfragen, so die Herbeischaffung von Lebensmitteln, infolge mißrathener Ernte und ausgebrochener Hungersnoth, gaben viel zu thun. Unser Regierungsrath hatte in diesem Jahre in 175 Sitzungen 4747 Geschäfte erledigt, welche im Protokoll 1143 Folioseiten füllten, und die Geschäftszahl überstieg diejenige des Vorjahres um 1196 Nummern. Dazwischen hatte ich in außerordentlicher Weise das Schaffhauser Bundescontingent zu inspizieren; eine Conferenz in Bern zu besuchen, durch welche die äußeren kantonalen Grenzzölle aufgehoben und ins Innere verlegt werden sollten; und endlich noch als Gesandter auf die Tagsatzung nach Zürich zu gehen. Hier wurde

zwar nicht viel verhandelt, wohl aber von den Sonderbundsdeputirten um so mehr auf uns geschimpft; besonders, als eine verbrecherische Hand den luzerner Großrath Leu von Ebersol in seiner Schlafkammer meuchlings erschossen hatte (vom 29. auf den 30. Heumonath). Tuchstücke vom Rock des Ermordeten wurden dann unter unserer Freiämterbevölkerung als Amulette ausgetheilt.

Der Kanton hatte schon früher 1000 Fr. bewilligt zu dem Denkmal, welches dem General Friedrich Cäsar de Laharpe, dem um die Constatuirung und Integrität des Aargau's hochverdienten Mitbürger, auf der kleinen Insel vor dem Seehafen bei seinem Geburtsorte Rolle errichtet worden war. Bei der Einweihung des Monumentes, 26. September 44, hatte ich den Kanton als dessen damaliger Landammann zu vertreten. Ich traf daselbst mit dem Tessiner Abgeordneten Oberst Luvini zusammen und reiste mit ihm nach Genf zu Oberst Wilh. Heinr. Düfour, um mir dessen weiteren Rath bezüglich des Stiches unserer neuen Kantonalkarte zu erhalten.

Vom Jahre 46 finde ich nur Weniges, glücklicher Weise auch Friedfertigeres zu berichten; darunter gehören meine verschiedenen Arbeiten als Abgeordneter bei den Directionen und Correctionen der Nordostbahn und der Eisenbahnen von Baselland und Baselstadt; mein Präsidium in der Commission für Errichtung der aargauischen Staatsbank; und namentlich eine mit den Meinigen unternommene große Rheinreise. In naturwissenschaftlicher Hinsicht war ich nicht unthätig; mein ornithologisches Cabinet, meine Insecten- und Mineraliensammlung wurde bereichert; für die entsprechenden Sammlungen der Kantonschule hatte ich gleichfalls glückliche Ergänzungen gemacht.* Das Grab Vater Pestalozzi's mußte damals erneuert werden. Der längst Dahingegangene hatte verordnet gehabt, daß man ihn unter der Thürschwelle seiner Wohnung zu Birr begrabe, und diesem wunderlichen Gebote war man pietätvoll nachgekommen. Nunmehr aber

* Diese werthvollen Sammlungen hat der Verewigte i. J. 1864/65 an den Kanton um eine Summe abgetreten, welche den Verkauf fast als eine Schenkung erscheinen ließ. Auch verdankt die Kantonsbibliothek seiner vielvermögenden Vermittlung bei der russischen Gesandtschaft ein Exemplar des von der kaiserlichen Regierung nur in einer kleinen Anzahl herausgegebenen kostbaren Tischendorf'schen Codex Sinaiticus. Aarauer Nachrichten, 25. September 1873.

hatte der auf seinen Namen entstandene Verein eine Stätte auf dem Kirchhofe zu Birr bereitet und an der Kirchenmauer ein Grabmal errichtet, wohin die Asche übertragen werden sollte. Der Sarg wurde erhoben, er fand sich noch unterlegt, aber sehr leicht geworden. Man schloß ihn in einen neuen ein und setzte dann die Reste unter besonderer Feierlichkeit am 12. Jenner 46 in der gemauerten Gruft bei. Ich und Freund Wieland waren dabei die Abgeordneten der Regierung.

Ein eigenthümlicher militärischer Streitfall war's, der mich im Jahr 47 nach Bern berief und dorten in längeren Berathungen festhielt. Bern war zu der Zeit Vorort geworden, sein Rathspräsident hatte darum nach Herkommen das Präsidium des Vororts und zugleich des eidgenössischen Kriegsrathes zu führen. Der Mann, der jetzt diese dreierlei Würden auf sich vereinigte, war Ochsenbein. Er war früher Offizier im eidgenössischen Stab gewesen, aber als Führer der Freischaaren aus demselben gestrichen worden. Nunmehr erklärte der Vicepräsident des Kriegsrathes, Oberst Ziegler von Zürich, ein in der holländischen Casernenzucht aufgewachsener Berufssoldat, er könne neben einem solchen aus dem Stab gestrichnen Präsidenten nicht mit-sitzen, verlange seine Entlassung und werde darum in der auf den Brachmonat anberaumten Versammlung nicht mehr erscheinen. Der Vorort ernannte mich anfangs zu Zieglers Suppleanten, nachher aber zum Mitglied und dann zum Vicepräsidenten des Kriegsrathes, in der eidgenössischen Verwaltung die höchste Stelle, welche bis dahin einem Aargauer erreichbar gewesen war. Denn laut Bundesvertrag vom Jahr 1815 hatte die vorörtliche Regierung nur den drei Kantonen Zürich, Luzern und Bern zugestanden, und auch nur Männer ihrer Behörden und ihrer Wahl gelangten zu jenem Präsidium. In unserm Collegium aber war's nun wenig erbaulich, Alles lag drunter und drüber. Trotz des Überflusses an laufenden Geschäften war der Geschäftsgang überaus ungeordnet und schleppend. Ohne Rücksicht auf Art und Dringlichkeit einer Sache, wurde das im Portefeuille zufällig obenauf liegende Actenstück vorgenommen und in lächerlicher oder ärgerlicher Weise herumgezerrt. Es verfieng wenig oder nichts, daß ich wiederholt auf derlei Mißstände hindeutete, und ich hatte mich bereits in das Sprüchlein gefügt, daß Geduld eines Christen Stärke sei, als daselbst die Tagsatzung begann, an welcher ich abermals unsern Kanton zu vertreten hatte. Gleich im Beginne hatten sich 11 1/2 Kantons-

ftimmen zu liberalen Maßnahmen geeinigt; Staatschreiber Gonzenbach, der im Amtsaustritt war, wurde beseitigt, und an Am-Rhyn's, des bisherigen Kanzlers Stelle, wurde Ulrich Schieß von Herisau gewählt. Sehr zufrieden mit diesen ersten Ergebnissen, bemerkte mir Präsident Ochsenbein, die diesmalige Tagsatzung scheine wohl die kürzeste unter allen bisherigen Sitzungsperioden zu werden. Freuen Sie sich nicht allzufrühe, erwiederte ich, warten Sie nur bis die Cardinalfragen kommen! Und so kam es denn auch. Die Debatten über die Auflösung des Sonderbundes nahmen bereits einen gedehnteren Charakter an, und die Sitzung vom 20. Juli, in welcher diese Auflösung mit Mehrheit beschlossen und eine verblühte Drohung von Zwang gegen die Widerspenstigen ausgesprochen wurde, dauerte volle neun Stunden. Um sich über dasjenige zu verständigen, was weiter zu thun sei, waren von beiden Seiten Privatbesprechungen nöthig, und hiefür brauchte man abermals Zeit. Noch hielten sich die Sonderbundskantone für sicher. Nach der salbungsvollen Versöhnungspredigt des Abgeordneten von Baselstadt; bei der ihnen geweihten Sympathie von Neuenburg; bei der zweifelhaften Gesinnung der Solothurner-, St. Galler- und Bündtner-Bevölkerung, zumal bei dem im Auslande in voller Blüthe stehenden Ultramontanismus, glaubten die sonderbündischen Gesandten ihre Sache stehe so gut, daß sie sich während der Debatten aller uns sonst gewidmeten Grobheiten enthielten, ja daß selbst ihre Hauptsprecher, Bernhard Meyer und der Urner Landammann Schmid, nach Möglichkeit anständig verblieben. Diese Taktik kam ihnen zum Vortheil, man vertagte sich bis auf den 18. Weinmonat, um ihnen einstweilen Zeit zu geben, ihr Separatbündniß zu lösen. Allein statt dies zu thun, rüsteten sie nun um so eifriger, und so wurde denn auch unsrerseits der Kriegsrath auf den 14. Weinmonat einberufen. Am 18. d. trat die Tagsatzung wieder zusammen, und da ihrer Weisung die renitenten sieben Kantone nicht Folge leisteten, stellte sie die gewaltsame Auflösung in nahe Ausficht und wählte am 21. den eidgenössischen Obersten Dufour und mich, den ersteren zum Commandanten der Truppenmacht mit dem Titel General, mich zum Chef des Generalstabs. Noch aber saß in unserm Kriegsrathe Oberst Maillardoz von Freiburg, einer der ersten Führer der Sonderbündischen im Ernstfall. Immer dringender war die Nothwendigkeit ihn zu entfernen, aber er selber blieb fest sitzen und paralysirte unsere Be-

rathungen. Erst als wir beim Herannahen der entscheidenden Schlußnahme ihm einfach erklärten, daß unsre Wege nunmehr aus einander liefen und wir unsre Maßregeln nicht mehr in seiner Gegenwart berathen könnten, gieng er, und ein Gegner war damit aus dem Feld geschlagen.

Die Tagsatzung setzte die Stärke des Executionscorps auf 50,000 Mann fest und übertrug dem General die Eintheilung. Er beauftragte mich damit. Ich bildete 6 Divisionen und schlug die Commandanten und Brigadecommandanten vor. Der General genehmigte dies, setzte die Hauptquartiere an und ich vollzog. So war der Feldzug eingeleitet. Ich habe dessen Geschichte und Verlauf in einem Berichte verfaßt, den dann der General mit Hinzufügung nur weniger Sätze unterm 14. Brachmonat 48 an die Tagsatzung eingereicht hat, so daß ich hier nicht weiter auf die Sache eingehen, sondern nur solcher Einzelheiten gedenken will, welche besser hieher als in ein amtliches Exposé passen.

Am Morgen des 12. Wintermonats 47 verließ der General, mit mir und dem Oberst Zimmerli von Zofingen, Bern zu Wagen, in der Absicht heute noch nach Grolley zu gehen. Die Reitpferde hatte man mit den Adjutanten vorausgeschickt, uns in Murten zu erwarten. Hier angelangt, beabsichtigten wir, über Wiflisburg nach Grolley zu reisen. In Murten aber fand der General einen Boten aus Freiburg, rief mich nach einigen Augenblicken zu sich und eröffnete mir: So eben empfangen er von Oberst Maillardoz einen vertraulichen Bericht, welcher besage, daß die Stadt Freiburg gegen Anwendung von Gewalt aufs äußerste gerüstet und zur Abwehr aufs entschiedenste entschlossen sei, daß er selbst aber gerne zur Schonung von Bürgerblut mithelfen und auf eine Übergabe der Stadt hinwirken wolle, wenn ihm, da er alsdann den Kanton verlassen müsse, eine Subsistenzsumme von mindestens 20,000 Fr. als billige Entschädigung gegeben werde. Der General schien in seiner Milde und Güte wirklich nicht abgeneigt, auf die Sache einzugehen, nur hielt er sich nicht befugt, Geldsummen von sich aus zu bewilligen. Ich beschwor ihn aber aufs Eindringlichste, dem Begehren ja keine Folge zu geben, indem sonst alle bisherigen Bundesanstrengungen wieder parälysirt würden und der Sonderbund hingegen mindestens moralisch Recht behielte. Auch sei ich sicher, daß die Tagsatzung eine derartige Abmachung mißbilligen und

annulliren würde. Er erklärte sich nun einverstanden und wir setzten den Weg nach Wiflisburg fort. Dort gedachten wir eine Compagnie des daselbst liegenden Bataillons mitzunehmen und in deren Schutze nach Grolley zu reiten. Aber kein Bataillon war da; ein Beweis, wie ungenau oder auch wie verlangsamt die Befehle des Commandanten vollzogen wurden. Dafür war eine fast durchgängig aus Israeliten bestehende Bürgergarde hier und machte uns die Honneurs. Gott, welche Bürgergarde! Ich hatte wohl schon Abbildungen von Landwehrcompagnien aus der guten alten Zeit gesehen und sie für die unmöglichsten Caricaturen gehalten. Nunmehr mußte ich diese Bilder für regelrecht erklären, denn die uns salutirende Heldenschaar von Avenches überstieg alle Vorstellung. Statt sich ihrer als Schutzwehr zu bedienen, hätten wir eher sie als Schutzbedürftige hüten müssen. Da meinte nun unser Wirth, wir hätten hier überhaupt keine Bedeckung nöthig, denn die Straße bis Grolley laufe fast beständig in einem Hohlwege, und in diesem könnten wir ja von der auf den Feldern umhertreibenden Freiburger Landwehr nicht gesehen werden. Diese geniale Ansicht theilten wir freilich nicht und bedachten eher, welchen unbeschreiblichen Eindruck es machen müßte, wenn der General sammt den Spitzen seines Stabes vom gegnerischen Landsturm aufgegriffen und gefangen eingebracht würde. Wir kehrten daher nach Murten zurück und fuhren von dorten am 13. in der Frühe über die Freiburger Dörfchen Courgevau, Courtevon und Courtepin nach Pensier. Mehrere male sahen wir am Weg angelegte, aber nicht benutzte Flatterminen. Ich hatte mir schon früher durch Hrn. Julian Schaller, späterem Staatsrath von Freiburg und nachmaligem Director der bernischen Staatsbahn, einen allgemeinen Plan der Freiburger Umgegend mit den angelegten Minen verschafft, den er als gewesener Forstmann mir ganz zweckentsprechend zu geben wußte. In Pensier bestiegen wir unsre Pferde und ritten zu dem Landhause, in welchem Oberst Burkhardt von Basel, Commandant der zweiten Armeedivision, sein Quartier aufgeschlagen hatte. Solcherlei, Bürgern aus Freiburg gehörende, manchmal schloßartige Landhäuser giebt es dort herum viele; jetzt bei Anbruch des Winters standen sie leer und boten den Offizieren erwünschte Unterkunft. Im Keller des Burkhardt'schen Quartiers hatte man Flaschenweine entdeckt, die, als wir eintraten, eben batterieenweise auf dem Tische standen. Von den

Fenstern des Zimmers aus erblickte man die freiburgische Redoute bei Grange-Pacot und sah mit Hilfe des Fernrohrs Mannschaft auf derselben. Der General erklärte Hrn. Burkhardt, heute hätten hier die Feindseligkeiten noch zu unterbleiben, morgen alsdann werde von allen Seiten zugleich gegen Freiburg vorgerückt; worauf der wohlbehaltene Herr Divisionscommandant die vorsorgliche Erwartung ausdrückte, alsdann in des Generals unmittelbarer Nähe sein zu dürfen.

Vor Pensier fließt die Sonnaz, ein kleines Flößchen, das von Belfaux herkommt und sich unterhalb Pensier in die Sane ergießt. Am rechten Ufer, von Freiburg besetzt, zeigte sich hie und da eine sonderbündische Schildwache, auf dem linken nördlichen Ufer lagerten die Eidgenossen. Die Landstraße führt bei Pensier über eine Brücke auf das rechte Ufer hinüber und dann auf demselben westwärts gegen Belfaux, wohin wir wollten. Da nun aber der Weg durch den vom Gegner besetzten Theil für uns versperrt war, mußten wir uns entschließen, dem linken Ufer entlang auf schlechten Fußwegen weiter zu reiten. Oberst Burkhardt begleitete uns. Wir kamen an mehreren Bataillonen unsrer Infanterie vorbei, die hier auf den Feldern die Nacht zugebracht hatten, und freuten uns über die Anstellung der Leute. Um sich bei der feuchten Witterung zu schützen, hatten sie Winddächer aus Brettern errichtet, Strohhütten gebaut, Küchen gegraben und das Möglichste gethan, frisch und munter zu bleiben. Kaum angelangt am großen schönen Dorfe Belfaux, erschien ein Parlamentär aus Freiburg, mit der Bitte, bis 7 Uhr folgenden Morgens einen Waffenstillstand zu gewähren. Der General gab dies um so unbedenklicher zu, als unsrerseits noch Einrichtungen zur Beschießung der Schanze bei Peraules zu treffen waren, wo der Angriff zu beginnen hatte. Es wurde daher die Enthaltung von allen Feindseligkeiten für den heutigen Tag aufs neue den Divisionscommandanten befohlen, und dann nach Grolley abgeritten. Dieser Befehl fand aber nicht überall Nachachtung. Ein Scharfschützenoffizier hatte auf eigne Faust eine Recognoscirung gegen die freiburgische Redoute bei Peraules, sonst auch Schanze von Bertigny genannt, unternommen und war mit bedeutendem Verlust zurückgewiesen worden. Gleichwohl stellte man ihn später nicht vor ein Kriegsgericht, sondern versetzte ihn in — den eidgenössischen Stab. Durch die Verhältnisse werden die Thaten gar oft mehr als durch das Recht bedungen. —

Erst gegen Abend kamen wir in Grolley an. Dies Pfarrdorf war von einem Bernerbataillon besetzt, sonst wie ausgestorben, fast alle Einwohner waren geflohen. Wir wählten das sogenannte Schloß zu unserm Quartier, ein großes steinernes Wohnhaus im Dorfe, Eigenthum der Familie Chollet, von ihr im Sommer bewohnt, jetzt ganz öde und leer. In einem dazu gehörenden Nebenhäuschen versuchten wir unsre Pferde unterzubringen; doch als wir es öffneten, sahen wir den Boden eingestürzt und im darunter liegenden Keller ein todttes Pferd. Jedoch leere Ställe gab's noch anderwärts, an Fourage war kein Mangel, dagegen fehlte das Wasser. Als die Einwohner sich auf die Flucht begaben, hatten sie den Zufluß aller Brunnen abgestellt, und unsre Bedienten mit den Thieren mußten erst den entlegnen Chaudonbach aufsuchen. Es war nothwendig, uns auf die Nacht einzurichten. In den leeren Zimmerräumen des Schlosses fand sich gar nichts. Die innern Thüren standen offen, die Schloßriegel waren vorgeschoben, die Schlüssel entfernt, die Fensterscheiben hinausgeschlagen, ein beständiger Durchzug machte den Aufenthalt fast unmöglich. Endlich fand ich in einem Kasten des Hausganges einen schweren eisernen Vorpfahl und schlug mit ihm die Riegel der Thürschlösser zurück. Die zerbrochnen Scheiben verstopften wir mit Heu, so ergab sich endlich eine zugfreie Unterkunft. Ein Gemach im ersten Stock, das ein großes Kamin hatte, theilte ich mit Oberst Zimmerli. An dasselbe stieß ein Cabinetchen mit einer leeren Pritsche; dies wurde für den General reservirt. Hier in einem Wandkästchen hofften wir irgend etwas von Nahrungsmitteln, vielleicht von Confitüren zu finden, und siehe da, es ergab sich ein halber Hafen mit — Schnupftabak. Inzwischen hatten unsre Adjutanten auf dem Estrich einen Haufen dort versteckter Matrazen entdeckt. Davon kamen drei zu uns herab; eine auf die Pritsche für den General, zwei auf den Boden vor unserm Kamin, in dem ich ein gewaltiges Feuer anzünden ließ. Als Decken über Nacht hatten wir unsre Mäntel. Nun war es aber dunkel geworden, im Haus und im Dorfe gab es keine einzige Kerze, und der Cavallerist, der uns ein Pfund solcher in Wiflisburg kaufen sollte, war noch immer nicht zurück. So saßen wir hungrig und durstig vor unserm Kaminfeuer. Der bedeckte Nachthimmel erglänzte hie und da im röthlichen Scheine, uns ungewiß lassend, ob es der Widerschein sei frevelhaft angestifteter Feuers-

brünste, oder der Glanz von Wachtfeuern der ringsum lagernden Truppen. Endlich kam die Ordonnanz mit dem Pfund Kerzen zurück, bald darauf ein Freiburger Parlamentär, der eine weitere Verlängerung des Waffenstillstandes erbat und abgewiesen wurde, und fast gleichzeitig als dritter ein Bote mit einer Depesche des Obrist Ziegler, worin dieser die Unfälle berichtete, die er durch den Gegner erlitten, und um schleunige Verstärkung, ja um das ungesäumte Eintreffen des Generals selber ansuchte. Der Bote konnte indessen nichts anderes zurückmelden, als neue Empfehlung zur Vorsicht und die besondere Bemerkung: So lange man vor dem Feinde stehe, sei Concentration der Truppen mit guten Vorposten weitaus nothwendiger, als eine beiläufige Betrachtung über die Bequemlichkeit der Truppen.

Die unruhige Nacht gieng vorüber. Als wir uns um fünf Uhr erhoben, überraschte uns Oberst Zimmerli mit einer Portion schwarzen Kaffee; die Essenz dazu pflegte er seit dem russischen Feldzuge vorsorglich im Necessaire mit sich zu führen. Allein noch waren wir seit gestern ohne sonstige Nahrung. Da kam OberstL. Pfander mit einem Vorrathswagen von Brod und Rauchfleisch bei uns angefahren. Wie, so frühe schon von Wiflisburg? fragten wir; nein, nein, erwiderte er, von Pensier. Was? entgegnete ich, giebt es denn einen für Fuhrwerk passibaren Weg auf dem linken Ufer der Sonnaz? Keineswegs, sagte er, sondern ich blieb auf der blanken Landstraße, fuhr dann bei Pensier über die Brücke auf das rechte Ufer und so hieher. Aber der Feind? fielen wir ihm ins Wort; der Feind, der jenen Landestheil besetzt hat, ist er bereits abgezogen, ist die Gegend frei? „So viel ich weiß, noch nicht,“ antwortete Pfander; „es steht dorten noch die Freiburger Landwehrmannschaft. Allein als ich gestern Abends dort durchpassirte, habe ich den Leuten schon von Weitem mit der Hand abgewunken, und da sind sie denn nicht herangekommen, sondern haben mich hübsch weiter fahren lassen.“

Da hatten wir denn einen Beweis über die vermeintliche Ernsthaftigkeit der Vertheidigung Freiburgs und ritten, nunmehr mit Speise und Trank gestärkt, um sechs Uhr nach Belfaux, um da den endlichen Entscheid der Freiburger Regierung zu erwarten. Wirklich trafen auch bald zwei Abgeordnete des Staatsrathes ein, sich bereit erklärend, eine Capitulation definitiv abzuschließen. Vergnügt rieb sich der General die Hände. „Gehen Sie, mein Freund,“ sagte er zu

mir, und machen Sie die Sache mit diesen Herren aus.“ Der Auftrag war mir unerwartet und setzte mich in einige Verlegenheit, denn Capitulationen hatte ich in meinem Leben noch keine abgeschlossen, auch bei der Insurrection in Muri nicht. Indessen die Sache gieng, und nur über einen einzigen Vorschlag entspann sich eine längere Discussion. Die Deputirten verlangten nämlich Garantie für die Sicherheit der dortigen Staatsrätthe in Beziehung auf deren amtliche Stellung, und behaupteten, der General habe ihnen eine solche für den Fall freiwilliger Unterwerfung bereits in Aussicht gestellt. In dieses Postulat trat ich durchaus nicht ein. Ich machte hiebei namentlich meine Stellung als Tagsatzungsgesandter geltend und bemerkte: Die Tagsatzung könne denjenigen Personen, welche ihr offenen Trotz geboten haben, die Beibehaltung der obersten Staatsstellungen unmöglich gewährleisten, dagegen aber müsse jetzt eine Capitulation abgeschlossen werden, die der Tagsatzung genehm sei. Eine solche wurde hierauf Sonntag den 14. November, früh um sieben Uhr, unterzeichnet und sofort durch einen Expressen nach Bern überbracht. Ich fertigte die Weisungen und Befehle für die Besetzung Freiburgs aus, der General schrieb eine Proclamation, und Nachmittags am 15. fuhren wir zusammen, ohne die Stadt betreten zu haben, über Grolley, Wiflisburg und Pfauen nach Bern ab. Nach hier erstattetem Rapport giengs schon folgenden Tages weiter nach Aarau, wo jetzt das Hauptquartier genommen und zum zweiten Theil der Aufgabe, zur Unterwerfung Luzerns, geschritten wurde.

Es war hier am 20. Wintermonat, einem Samstag, als uns eine wunderbare Erscheinung sehr beschäftigte und beunruhigte. Es kam uns Bericht, gegen Süden müsse ein Kampf ausgebrochen sein, man höre heftig kanonieren. Wir machten uns sogleich auf, um uns selber von der Sache zu überzeugen, und kamen allmählich zu der Ansicht, diese nun auch uns vernehmbaren heftigen Detonationen könnten wohl kaum Kanonenschüsse sein, denn sie ließen sich nicht in ordentlicher Reihenfolge vernehmen und schienen noch dazu aus einer fast immer gleichen, nicht allzufernen Gegend herzukommen. Immerhin ließ sich eine gewisse allgemeine Unruhe in der Bevölkerung nicht beschwichtigen, die Truppen wurden aufs Piket gestellt und Ordonnanzen nach verschiedenen Richtungen ausgeschickt, um zu erfahren, ob irgendwo ein Kampf begonnen habe. Später ergab es sich, daß

allerdings eine Luft- oder eine Gletscher-Erscheinung gewaltet hatte, die weit umher gehört worden war, aber überall in der Nähe gewesen zu sein schien. Dem Aberglauben, der dieses Getöse die Kanonade der Herren im Roththal zu nennen pflegt, gab dasselbe neue Nahrung, es prophezeite ihm eine neue Schlacht.*

* Das Roththal, über welchem sich die Jungfrau erhebt, ist ein mit Lawinenschnee und Eis angefüllter Kessel zwischen ungeheuern, fast lothrecht abstürzenden Felswänden von rothem Gestein. Räthselhafte Detonationen, die man hier öfters hört, deutet sich der Aelpler mittels der Redensart: die Roththalerherren schießen. Die Sage versetzt hieher alle verwünschten Zwingherren, Vögte, Hexen und Kobolte, den gesammten Troß des Wilden Jägers.

Nachfolgende Einzelheiten über den näheren Verlauf obigen Elementarereignisses verdanken wir der mündlichen Mittheilung eines schweizerischen Oberoffiziers. Derselbe stand im Sonderbundskriege bei jenen Divisionen, welche, indessen sie selbst zum Gefecht vorgeschoben wurden, Augen- und Ohrenzeugen waren einer über ihren Häuptern nächtlich entbrannten, gigantischen Geisterschlacht. Man gestatte uns, die damalige Situation dieser Truppen hier bestimmter anzugeben. Nachdem sich Freiburg den Eidgenössischen unterworfen hatte, wendete General Dufour seine Heerestheile concentrisch gegen das Luzernerland, um hier die Sonderbundsregierung und deren Truppen zu sprengen. Ein Theil der letzteren stand in einem verschanzten Lager bei Gislikon, die Reußlinie hütend. Am 20. November, mithin zwei Tage bevor man hier zum Angriff schritt, hatten die gegen sie vorgeschobnen eidgenöss. Divisionen also Stellung genommen. An der Reuß stand mit 16,253 M. die Division IV, commandirt von Ed. Ziegler von Zürich. An der Südgrenze des Aargau's und somit schon ins Luzernergebiet hineinreichend stand, 9892 M. stark, die Division III unter Donats aus Bünden, und rechts an diese sich anlehnend die Armeedivision II 12,313 M., unter Burckhardt von Basel. Dies war die Stärke und Aufstellung der drei bei der nachfolgenden Begebenheit zunächst betheiligten Heerkörper; denn die fünfte Division unter von Gmür's Commando stand damals noch am Zugerlande und kommt bei unsrer Erzählung nicht mit in Betracht. In der Nacht vom 20. auf den 21. November liegen die Soldaten auf Beiwacht, ihnen gegenüber in entsprechender Stärke der Feind. Da scheint um 10 Uhr auf beiden Vorpostenlinien Geschützfeuer immer heftiger loszubrechen. Beide Theile glauben sich überfallen. Alle Truppen verlassen ihre Quartiere und rücken auf die Sammelplätze. Generalmarsch wird hüben und drüben geschlagen und geblasen. Nicht nur die zwischen den Flüssen Wigger und Reuß auf der Grenze stehenden Truppen, auch die rückwärts gelegnen erscheinen marschbereit, sogar die auf sieben Wegstunden entfernt um Aarau liegenden Colonnen werden mit alarmirt. In der Luzerner Land-

Sonntag am 21. des Morgens hatte mir der General zwei Rathsherren aus Zug zugeschickt, um die anerbundene Capitulation ihres Kantons mit ihnen zu behandeln und festzustellen. Ich lag noch zu Bette, gequält seit lange von unausföhlichen Zahnschmerzen. Wir schlossen eine Übereinkunft, ähnlich derjenigen mit Freiburg. Schon am 22., wiederum in aller Frühe, hatte der Zuger Gr. Rath den Akt ratifizirt und sandte ihn unmittelbar durch Expressen dem General ein. Wir nahmen nunmehr den Weg ins Freiamt nach Muri, machten einen Abstecher nach Bremgarten und empfingen da eine Depesche von Oberst Luvini, die um schleunige Hilfe und Verstärkung bat.

Der Morgen des 23. war unruhig. Die Einschließung und Besetzung Luzerns sollte beginnen. Man besorgte den Ausbruch von Feuersbrünsten, horchte nach Schüssen und war ohne Berichte. Nachmittags hielt es uns daher nicht länger, wir mußten selbst nach den Truppen schauen. Unser Vorritt gieng langsam, je weiter man kam, um so dichter standen die aufgestaffelten Soldaten. Erst beim Zunachten erreichten wir Sins. Da hier das Wirthshaus zum Ein-

schaft aber beginnt zunächst vom Dorfe Winikon her das Sturmläuten, alsbald heulen die Glocken aller Kirchthürme mit, und auf den Bergen weithinein sieht man die Signalfener aufflammen. Nach einiger Zeit läßt die Kanonade nach, es scheint, als ob sie gegen das Entlebuch hin sich entfernt habe. Allein gegen Mitternacht wiederholt sie sich in gleicher Stärke und bringt die Truppen abermals auf die Beine. Des andern Tages schob man sich gegenseitig die Ursache dieser Alarmirung zu. Doch da in beiden Lagern wirklich Waffenruhe gehalten worden war, so erwiesen sich schließlich alle militärischen Erklärungsversuche dieses Vorganges als irrig. Nur der fabelhafte „Rothenburger oder Roththaler mit seinem Geschütze,“ nur dieser Wilde Jäger mit seinem Gewitterheere, war im Stande gewesen, mehr als 50,000 müde, schlaftrunkne Soldaten zugleich von ihrer Streu aufzuschrecken. Als nachmals Oberst Ed. Ziegler in der Schweiz. Militärzeitschrift 1850, Erstes Heft, seinen Bericht veröffentlichte über die bei der IV. Division während jenes Feldzuges vorgekommenen wesentlichen Ereignisse, besprach er jenes seltsame Nachtereigniß wohl gleichfalls, doch ohne es genügend zu erklären. Er hatte an jenem Tage eine bewaffnete Recognoscirung an der Luzernergränze, gegenüber Gislikon, vorgenommen und nahm an: „in Folge derselben hätte dann die, bis in die späte Nacht hinein durch viele überall im Kanton Luzern erfolgte Kanonenschüsse veranlaßte, Alarmirung stattgefunden.“

Naturmythen, von E. L. Rochholz. Leipzig 1862. Einleitung VIII.

horn überfüllt war mit Leuten, gab uns der Ortspfarrer Unterkunft, ein kleines Cabinet für den General, einen Saal für die Offiziere und eine Reissuppe für alle zusammen. Hier kamen die ersten guten Nachrichten: Der Gegner war über Gislikon zurückgeschlagen und unsre Leute lagerten vorwärts gegen die Stadt Luzern. Um so kürzer war unsre Nachtruhe. Als wir drauf in der Frühe den Artilleriepark des Oberst Denzler durchritten — er commandirte die Reserve-Artillerie — gab uns dieser die Hoffnung, daß die Brücke bei Gislikon nicht zerstört sei und wir dieselbe passieren könnten. So traf's zu. Jenseits der Reuß stand die Division Ziegler; sie eigentlich hatte diesen Durchpaß geöffnet, angefeuert durch das muthige Benehmen ihres Commandanten und seines wackern Adjutanten OberstL. Siegfried. Nahe an der Spitze der Truppen ritten wir Luzern zu. Eine kleine Strecke vor der Stadt kam uns eine Deputation entgegen, voran Oberst Schuhmacher-Uttenberg. Sie erklärte, der Weg für uns sei frei, froh werde man uns empfangen; aufrichtig freue sich die Stadt, des Druckes der sonderbündischen und jesuitischen Obergewalt nunmehr enthoben zu werden. Regierung und Commando sei über den See entflohen, das Militär sei auseinander gegangen, einstweilen habe die Municipalität die Sorge für die öffentliche Ordnung übernommen.

So zogen wir denn am 24. November in Luzern ein, innig zufrieden, daß unsre Aufgabe so schnell, mit so wenig Verlust und so vollständig gelöst war. Denn die noch übrigen Kantone des Sonderbundes: Uri, Schwyz, Unterwalden und Wallis, machten nach dem Fall von Luzern uns nicht mehr die mindeste Sorge, und das widrige Benehmen des Auslandes kümmerte uns nicht.

Gut war's, daß nun militärische Disciplin in die Stadt kam, denn hier herrschte noch arger Bürgerzwist und die Anhänger der gestürzten Partei wurden heftig verfolgt. Nicht nur schmählische Nachreden und Prügeleien setzte es ab, sogar Plünderungen waren geschehen. Haarsträubend waren die in den Wohnungen von Siegwart-Müller und Oberst von Elgger angerichteten Verwüstungen. Zersplitterte Meubel, zerschlagene Klaviere, beschmutzte Wände, ruinirte Bilder und Bücher starrten den Besucher an und gaben Zeugniß, wie weit Parteiwuth den Menschen zum Thiere erniedrige. Doch bald war Ordnung geschafft und den Rohheiten Einhalt gethan. Luzern wurde wieder der von der Natur zur Heiterkeit bestimmte Ort. Dr. Rud. Steiger, der

gefürchtete und geächtete Gegner des Jesuitismus, kehrte zurück, um bald die obersten Stellen wiederum einzunehmen.

Mir war in den nachfolgenden Tagen die Aufgabe ertheilt worden, die von Uri, Schwyz und Unterwalden nachgesuchten Capitulationen mit deren einzelnen Gesandten abzuschließen. In fast unabtreiblicher Weise suchte der Nidwaldner Gesandte günstigere Bedingungen zu erzielen; es gelang ihm nicht mich zu ermüden, wohl aber mich zu erbittern. Auch die zwei Urner Landammänner Zraggen und K. Muheim thaten nach ihrer Landesart groß und drohend, gaben aber, als ich sie auslachte, klein bei und unterzeichneten, gleich den übrigen Vorgängern. Mit dem Kanton Wallis vereinbarte Oberst Rilliet-Constant, Commandant der ersten Division, eine Übereinkunft; und so fand sich am 30. Wintermonat, zwanzig Tage nach dem Beginne unsrer eigentlichen militärischen Operation, das ganze Gebiet des Sonderbundes unterworfen und von uns besetzt. Die verschiedenen Truppen kamen nun der Reihe nach in die Stadt Luzern, um je zwei Tage hier zu bleiben und dann wieder abzuziehen. Diejenigen der Kantone Bern, Aargau, Solothurn und Baselland nahmen bei der Rückkehr alle die Geschütze und Kriegsfuhrwerke wieder mit sich fort, welche beim Freischaarenzug in die Hände des Sonderbunds gefallen und seitdem in dessen Zeughäusern zu Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden aufgestellt waren. In der ersten Woche des Christmonats kehrte ich mit dem General, der sich etwas unwohl fühlte und der Pflege bedurfte, nach Bern zurück, und Oberst Ziegler übernahm das Luzerner Platzcommando. —

Die Gesamtzahl der in unserer Armee Verwundeten, Gefallenen und an ihren Wunden später Verstorbenen betrug 377 Verwundete, 74 Todte; in der Sonderbundsarmee 116 Verwundete, 24 Todte. Außerdem hatten 215 dienstpflichtige Aargauer sich dem Aufgebot entzogen und waren in ein vom Sonderbund in Sold genommenes „Freiwilliges Freiamter-Corps“ übergetreten. Sie verfielen dem Militärgericht.

Freilich war der Sonderbund nunmehr gebrochen. Allein gleichwie wir im Jahre 41, nach Aufhebung unserer Klöster, den Kampf mit der Eidgenossenschaft, die diese Institute schützen wollte, durchzumachen hatten, so drohte nun auch der Eidgenossenschaft ein Streit mit dem Auslande. Grollend über dieses Krieges Ausgang, den es

so ganz anders erwartet hatte, erhob es sich jetzt mehrstimmig gegen uns. Denn wohl hatte es im Voraus eingesehn, daß die neue Ordnung der Dinge die Schweiz zu größerer Einheit führen müsse, und eine solche behagte ihm nicht, da sie seinen Einfluß augenscheinlich minderte. Bisher waren die fremden Gesandten bei den zweiundzwanzig Kantonen, nicht bei der neuen Eidgenossenschaft, accreditirt gewesen, und so hatten diese Botschafter leichtes Spiel gehabt, mittels Anwendung des Sprüchleins: *Divide et impera*, die Kantonsregierungen zur Vereinzelung zu verlocken, sie unter einander zu trennen und dadurch bedeutende Schlußnahmen der Tagsatzung zu verhindern oder wieder rückgängig zu machen. Daher auch jetzt erneute heftige Versuche, unser Streben nach nationaler Einheit zu kreuzen und unsere einheimischen Gegner zu Schützlingen der auswärtigen Cabinete zu machen. Frankreich gieng in diesem Intriguenspiel voran, Österreich secundirte. Der damalige französ. Minister bei der Eidgenossenschaft, Graf Bois le Comte,* machte die Runde bei den Tagsatzungsmitgliedern und kam so auch zu mir. Er erklärte: Sein König könne sich mit dem nunmehrigen Stand der Dinge nicht beruhigen, er wünsche die alten Verhältnisse und die alten Kantons-Regenten hergestellt, unter denen man stets im Frieden gelebt habe. Die Sache sei eine internationale, berühre auch das Ausland und dieses habe dabei seine Stimme geltend zu machen. Im Ubrigen... „*nous examinerons!*“ Ich erwiederte ihm in aller Milde und Schonung: Da es jedem Lande freistehe zu prüfen, was in dem andern vorgehe, so sei ich weit entfernt, seine und des Auslandes Ansichten nach den unsrigen modeln zu wollen. Die neue Ordnung, die sich so eben unser Land gegeben, sei hier erfolgt nach dem Rechte freier Selbstbestimmung; sie sei keineswegs eine internationale, sondern unsere alleinige, jeder fremden Einmischung überhobne Angelegenheit. Und eben dieser neue Stand der Dinge werde beweisen, daß es nicht bloß der Wunsch, sondern auch fortan das

* Bei seinen vielfachen Kreuz- und Querzügen durch die Sonderbunds-kantone war er mit seinem Beirathe überall zu spät gekommen, und wo er eines der Häupter noch inspiriren wollte, war dasselbe bereits entflohen. Der so sehr auf dem Holzwege umirrende Diplomat hieß daher damals im Volksmund der Holzgraf, eine sach- und wortgetreue Verdeutschung seines Namens.

Machtvermögen der Eidgenossenschaft sei, mit dem Auslande und namentlich mit unsern westlichen Nachbarn in Frieden und Eintracht zu leben. — Mein Wort beruhigte indessen den Grafen nicht, er verließ mich unter Wiederholung seines arroganten *Nous examinerons*.

Derlei maskirte Drohungen schreckten so wenig, daß man die schon begonnene Entlassung der Truppen weiter fortsetzte. Mit der Abwicklung dieses mir aufgetragenen Geschäftes verknüpfte sich nun ein meinem Herzen besonders wohlthuender Zwischenfall. Mit General Düfour hatte mich eine aufrichtige und innige Freundschaft verbunden. Nachdem er mir bereits sein Porträt geschenkt hatte, suchte ich ihm ein Gegenandenken zu widmen und bediente mich deshalb einer kleinen List. Ich machte ihm vorerst einen Besuch Freiburgs und die Besichtigung der dortigen Mannschaften genehm, und er entschloß sich dazu. Die Truppen fanden wir in guter Ordnung und die Stadt beruhigt, allein die Verwüstungen und Zerstörungen im Jesuitenpensionat giengen über alle Beschreibung. Selbst im Concertsaal hatte der Pöbel die Klaviere zerbrochen, die Blechinstrumente platt zusammengeschlagen, die Saiteninstrumente zersplittert, die Musikbibliothek in Fetzen zerstreut. Also auch hier dieselbe Scene, wie vordem im Stifte zu Muri. Welche widerhaarigen Bestien hatte sich in beiden Provinzen der Klerus auferzogen! Sie waren aufgewachsen in einer an Heilmitteln überreichen Kirche, in einer vom römischen Autoritätsglauben tiefdurchtränkten Gemeinde, unter wiederholten Wallfahrten, Heiligsprechungen und Sündenablässen — und nun dieser plötzliche Umschlag, diese in den eignen Eingeweiden wühlende Wuth! Arg mißstimmt über solcherlei Anschauungen wollte der General schon jenes Tages wieder nach Bern zurück; er habe dorten seine Börse vergessen, sagte er schließlich. Mein heimlicher Plan aber war, ihn noch einen Tag hier festzuhalten; die Auslagen, meinte ich, würden einstweilen von mir bestritten, und morgen seien die Schanzen in der Umgegend zu besichtigen. Er fügte sich und besuchte des Abends mit mir die Kathedrale, wo uns der bekannte Orgelvirtuose Vogt den Vorgang einer Schlacht spielte. Am folgenden Morgen geriethen wir beim Besuche der Verschanzungen nach unserm viel erwähnten Quartier Grolley. Hier hatte mein Vetter, der Major August Herose, der schon vormals als Adjutant den General hieher begleitet hatte, die Skizze des Schlosses bereits entworfen: Nachalarm

vor dem alten Steinhause — wie wir deren zwei hier erlebt hatten — dabei der General mit seinen Offizieren porträtähnlich in Activität — so entstand nachmals ein Ölgemälde, das Düfour mit herzlicher Freude als Gegengeschenk annahm.

Als das Jahr 47 schloß, war ich endlich wieder daheim in der Vaterstadt. Mitternachts 12 Uhr lag ich einsam im offenen Fenster meiner Wohnstube, die letzten Erlebnisse abwägend sammt dem Schicksal von Weib und Kindern. „Freudvoll und Leidvoll!“ hörte ich die Glocken das neue Jahr verkünden.

Trotz meiner regierungsräthlichen Stelle hielt es mich nicht lange hier. Ich hatte zu Bern in vier verschiedenen Richtungen fortzuarbeiten, als Chef des Generalstabs, als Vicepräsident des eidgenössischen Kriegsrathes, als Tagsatzungsgesandter, als Commissionsmitglied für Revision des vom Jahre 15 datirenden Bundesvertrages. Fast zu viel für Einen Kopf. Als Stabs-Chef faßte ich den Bericht ab über Gang und Verlauf unsrer militärischen Operationen, mit dem Nachtrage über wünschbare Änderungen im Militärwesen. Beides hat der General, unter geringen Modificationen und Zusätzen, der Tagsatzung als seinen Schlußbericht übersandt. Die durch mich dirigierte Truppenentlassung schien der Tagsatzung zu langsam zu gehen, obgleich sie selber die Schlußnahme gefaßt hatte, daß die Sonderbundskantone besetzt bleiben sollten, bis dieselben der Eidgenossenschaft die Kosten des Feldzuges vergütet hätten. Man glaubte, eine Truppenentlassung gehe ebenso schnell wie eine Einberufung, und wollte lange nicht begreifen, daß die Truppen nicht da, wo sie stehen, entlassen werden können, sondern in ihre betreffenden Heimatskantone zurückgeführt werden müssen, daß aber ein solcher Heimmarsch, unter möglichster Schonung sowohl der Truppen als auch der Quartiergeber, auf verschiedenen Parallelstraßen geschehen müsse. Übrigens drängten die Truppen selber heim, da sie sahen, daß keinerlei Widerstand mehr obwalte. Am 18. Hornung erhielt auch der Große Generalstab durch den Vorort seine Entlassung. Tags vorher war die Commission zur Revision des Bundesvertrages zusammengetreten. Sie war im Anfang eine vierzehngliedrige gewesen und bestand nun seit dem Hinzutritt der Sonderbundskantone aus 23 Mitgliedern. Nur Neuenburg und Inner-Rhoden waren ihr auch jetzt noch fremd geblieben. In 31 Gesamtsitzungen entwarf sie die den Tagsatzungsberathungen zu unterstellende neue Gesamt-

verfassung. Meine Theilnahme dabei war eine eifrige. Ich befürwortete die Centralisation des Militär-, Zoll-, Post-, Münz- und Gewichtswesens. Mit dem vorgeschlagenen Zweikammersystem konnte ich mich nicht recht befreunden, ich gab einem allgemeinen Nationalrath den Vorzug. Unter anderem drang ich nachdrücklich auf Gleichstellung der Israeliten mit den christlichen Bürgern. Schaffhausen, Waadt, Bern und Genf unterstützten mein Begehren. Aber ernstlich wehrten sich Zürich und Basel dagegen. Mein Nachbar aus St. Gallen bemerkte sophistisch: das Mitglied vom Aargau spreche wohl deshalb so eifrig für die Juden, damit sein Kanton der Endinger- und Lengnauer-Israeliten loswerden und sie den andern Kantonen aufhalsen könne; dies sei aber eben so egoistisch als uneidgenössisch. Diese haltlose Behauptung verfieng wirklich, alles Protestieren half nichts, die Mehrheit war gegen uns. Mitten in diese Discussionen hinein schlugen zwei Ereignisse und machten den damaligen 24. Hornung und den 1. März auf lange Zeit zu Gedenktagen: Frankreich hatte seinen König verjagt und die Republik proclamirt; ebenso hatte Neuenburg — bis dahin ein fürstenthümlich-schweizerisches Zwittergeschöpf — sich erhoben und von Preußen losgesagt.

Louis Philipps Entthronung schien mir ein Werk der Nemesis. Er hatte einst nebst seiner Schwester unser Asylrecht genossen, noch kennt man das Haus zu Bremgarten, wo sie Beide gewohnt. Zu Paris war ich nachmals mit Augenzeuge gewesen, als er in das Stadthaus einfuhr, vorbei an den noch rauchenden Barrikaden, und den Thron bestieg. Aus der Schule der Encyclopädisten war er heuchlerisch übertreten zu den Jesuiten, hetzte uns diese und das mit ihnen verschworne Ausland auf den Hals, und mußte nun abermals im Auslande Schutz und Schirm suchen. Die erste Proclamation Lamarlines, des Ministers der neuen Republik, erklärte die Staatsverträge von 1815 als dahingefallen; er sandte seinen Freund Huber-Saladin nach Bern, um hier ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß einzuleiten. Unsere darauf gegebne Antwort war, man sei nicht gesonnen, mit Frankreich eine Reise um die Welt zu machen. Es sei Sache jedes Staates, sich selber nach Gutfinden zu organisiren, und hiebei bleibe für uns der Grundsatz der Nicht-Intervention nach Außen vorangestellt. — Wirklich enthielt man sich auch, eine förmliche Anerkennung der Republik Frankreich damals auszusprechen. Nun aber

folgten eine Reihe von Staatsfragen rasch aufeinander: Reclamationen Frankreichs gegen die Schweizerregimenter dortselbst; Reclamationen Preußens wegen Neuenburg; solche über den schweizerischen Militärdienst in Rom; die Frage über die vertragsgemäß uns zustehende Besetzung des neutralisirten Nordtheiles von Savoyen und, im Zusammenhange damit, über Eintreten in ein Bündniß mit Sardinien.

Ein kleiner Zwischenakt entfernte mich aus diesen Troublen und gewährte mir Heiterkeit. Die Tagsatzung hatte dem General Dufour für seine Leistungen im Feldzuge ein Ehrengeschenk votirt: eine Dankesurkunde, einen Ehrensäbel und ein Honorar von 40,000 Schweizerfranken. Mit der Überbringung nach Genf waren ich nebst den Herren Oberst Franz Müller von Zug und Obergerichtspräsident Schmid von Solothurn beauftragt. Die Fahrt geschah in vierspänniger Standesequipage, den vorörtlichen Weibel, roth- und schwarzbemannet, auf dem Kutschenbock. Die Ankunft dieses Vierspänners mit seinen drei Insassen, Degen und Dreispitze tragend, erregte in Genf um so mehr Aufsehen, als im dortigen Hotel des Berques, wo wir abstiegen, auch die bekannte Gräfin von Landsberg, Lola Montez, ihr Quartier genommen hatte, und einer von uns Dreien, Präsident Schmid, angeblich mit dem Könige von Baiern mancherlei Ähnliches haben sollte. Erst als wir zum General auf sein Landgut hinausfuhren, erkannte das Publikum, daß unsre Mission eine andere sei als der Besuch eines alten Liebhabers bei seiner hübschen Tänzerin. Das Ehrengeschenk wurde mit herzlichsten Worten überreicht und empfangen. Dasselbe, erwiderte der General, betrachte er als eine der ganzen Armee gewidmete Anerkennung. Als er uns dann beim Mittagstische die Gemahlin und seine vier Töchter vorstellte, nahm er die vier eidgenöss. Staatsobligationen aus dem feinen Etui hervor und bemerkte, die Töchter anlächelnd, so habe er denn heute auch die eidgenössische Aussteuer für seine lieben Kinder empfangen.

Ein Brief Ochsenbeins berief mich vorfrüh nach Bern zurück. In einer vertraulichen Mittheilung schilderte er die vom radicalen „Bärenclub“ im Kanton Bern angezettelten Treibereien; an der Spitze ständen die bekannten Advokaten Stämpfli, Niggeler und Stockmar. Ein Gehenlassen werde zu Händeln mit dem Auslande führen. Er habe hier keinen Vertrauten, bedürfe meines Rathes und bitte, doch ja rasch zu kommen. In Bern erfuhr ich darauf Folgendes. Die drei vor-

genannten hohen Magistrate Berns, wohlsouffirt von Prof. Wilh. Snell, dem Schwiegervater der beiden ersteren, hätten mit Pinetti, einem Abgeordneten Sardiniens, einen Vertrag über Lieferung schweizerischer Hilfstruppen abgeschlossen. Dafür mache Zuchthausdirector Michel im Berner Oberland heimliche Werbungen, auch seien in Waadt und Genf bereits Werbbüreaux etablirt. Wegen solcher Bestrebungen, die natürlicher Weise nicht lange geheim bleiben, drohe bereits Oesterreich, gegen schweizerisches Gebiet vorrücken und einzelne Grenztheile besetzen zu wollen. Gegen derlei Falschwerbungen, die nahe an Vaterlandsverrath streifen, habe er den Vorort zur Einberufung der Tagsatzung veranlaßt. — Diese Verfügung mußte indessen doch schon genügt haben, um die Leute vorsichtig zu machen, denn der Plan, schweizer Freiwillige für Sardinien anzuwerben, verlief im Sand. Allerdings kam dadurch der Kanton Bern in finanziellen Schaden, weil sein Finanzdirector Stämpfli Lieferungen von Schießpulver an Sardinien gemacht hatte, die später nicht bezahlt wurden. Die Spannung zwischen Ochsenbein und dessen Nebenbuhler Stämpfli nahm dagegen zu und mußte früher oder später zum Ausbruch kommen.

Als nun die Tagsatzung zusammentrat und den Commissional-Entwurf zur neuen Bundesverfassung durchberiebt, wiederholten sich die eben vorausgegangenen Debatten in erweiterter Auflage. Allgemein wäre man gerne bei vielerlei Punkten weiter gegangen, so in Betreff der Centralisation, Erleichterung des Niederlassungsrechtes, Beseitigung indirecter Abgaben, namentlich des Ohngeldes; allein die Besorgniß, ein allzustarkes Eingreifen gegen die Selbstherrlichkeit der Kantone und gegen deren alteingewohnte Finanzverhältnisse möchte eine Verwerfung des Verfassungsentwurfes zur Folge haben, nöthigte uns gar oft, die eigne Überzeugung und den eignen Wunsch zu bezwingen und sich mit weniger zu begnügen. Man vertraute auf die Zukunft: „Zeit bringt Rosen.“ Nachdem die Überweisung des Entwurfes an die Kantone und ans Volk beschlossen und die Eingabe der Abstimmungsvoten auf den ersten Herbstmonat anberaumt worden war, reisten die Standesbeamten am 28. Brachmonat ab. Am 31. darauf hatte darüber der Große Rath zu Aarau abzustimmen, und ich konnte mich auch bei diesen dem Werke sehr günstigen Verhandlungen überzeugen, wie gut es gewesen war, daß unsre Commission im Punkte der materiellen Fragen nicht weiter gegangen war. Nun kam's zur Vorlage an das

Volk. In der Kreisversammlung Aarau lauteten 516 Stimmen für die Annahme, und nur dreizehn dagegen. Im ganzen Kanton Aargau hatten 20,699 Stimmende sich für Annahme erklärt, 8744 für Verwerfung. Ich zweifelte keinen Augenblick an einem in der ganzen Schweiz ähnlichen Ergebnisse, und so traf's nun zu. Fünfzehn Kantone nebst Außer-Rhoden, zusammen eine Bevölkerung von 1,897,887 zählend, hatten das Project gutgeheißen; gegenüber $6\frac{1}{2}$ Kantonen mit einer Bevölkerung von 292,371 Seelen. Unter den Verwerfenden war Tessin, das für seine Zölle und Verbrauchssteuern fürchtete. Von Herzen freute ich mich dieser Resultate und schmeichelte mir, nach so treuer Mitwirkung an der Sache, nunmehr meine politische Laufbahn schließen und als einfacher Bürger meinem Aarauer Berufsgeschäfte leben zu dürfen. In meinem Innern war ich matt und öde. Doch eine alte Verpflichtung rief mich noch einmal nach Bern. Hier waren die Arbeiten des Kriegsrathes zu fördern, die Auflösung dieser Behörde stand ehestens bevor, und ich wollte die Geschäfte möglichst erledigt ohne Zögerung übergeben. Trotz meiner Abgeschlossenheit während sechswöchentlicher strenger Arbeit gerieth ich nun doch wieder in die Hand meiner politischen Freunde. Ich solle, erklärten sie, eine mir ohne Zweifel sichere Wahl in den neuen Nationalrath nicht ablehnen, und falle alsdann, was viele Wahrscheinlichkeit habe, die weitere Wahl zum Mitglied des Bundesrathes auf mich, so dürfe ich dieselbe nicht ausschlagen, ich müsse dem Aargau dies Opfer bringen und dann an den neuen Bundesvorort ziehen.

Ich trat damals mein achtundvierzigstes Jahr an, wahrlich nicht heiter. Aarau aufs neue verlassen; neuerdings ein Gasthofleben in fremder Stadt führen; ohne meine Kinder, ohne meine Henriette, die nun seit siebzehn Jahren ferne von mir lebte, die ich nicht rufen konnte — schwere Kämpfe rangen in meinem Innern. Welche Schicksalsfügungen! Was waren da Gunst, Ehre und Vertrauen, die mich umgaben? Die Zuckungen des Herzens, die sah man nicht!

Am 15. Weinmonat fand in der ganzen Schweiz die Wahl der Nationalräthe statt. Der Kanton Aargau bildete dabei für sich einen Wahlkreis und hatte als solcher neun Mitglieder zu ernennen. Von 36,385 Bürgern gaben mir im ersten Scrutinium 29,860 ihre Stimmen. So mußte ich denn wieder nach Bern, um am 5. Wintermonat den Nationalrath eröffnen zu helfen. Die Abreise dahin gestaltete

sich diesmal ziemlich abenteuerlich, denn die damaligen Postanstalten hatten sich in keiner Weise vorbereitet, eine unerwartet größere Zahl Passagiere auf einen Tag an ein kurzes Ziel zu bringen. Schon in Morgenthal kamen wir, statt um vier Uhr, erst nach fünf an und hatten alle Mühe weiter befördert zu werden. Schließlich packte man unser zehn in einen ausgedienten Postwagen, spannte ein paar Ackergäule vor, setzte einen Buben auf den Postillonsbock und das Vehiculum begann seinen Schneckenschritt. Es war finstere Nacht, als wir gegen Bützberg hin gekarret kamen. Da mußte aber unsern Gäulen der Acker naturgemäßer dünken als die harte Landstraße, denn sie führten uns in die frischgepflügten Furchen hinein und ließen uns drinn stecken. Alles Rufen und Antreiben war umsonst. Wir zehn Landesväter stiegen also aus und griffen zusammen kühn in die Speichen. Wieder umsonst! und überdies eine schlimme Vorbedeutung für unsre Aufgabe, das Wohl des Vaterlandes vorwärts zu bringen. Wir stellten unsre Bemühungen ein, wanderten nach der Weinschenke von Bützberg, sandten Männer mit Winden hinaus, den versunkenen Karren zu heben, und harreten mittlerweile geduldig in der Kneipe aus. Nach einer guten Stunde war unser Fahrzeug wieder flott und brachte uns, statt um 9 Uhr Abends, um 4 Uhr Morgens nach Bern. Einem unsrer Luzerner Collegen, Dr. Kasimir Pfyffer, gieng es nicht besser. Er war in der Postkutsche eingeschlafen und zu Kirchberg beim Wagenwechsel nicht mit ausgestiegen. Während die übrigen Passagiere abfuhrten, hielt man den dagebliebenen Wagen für leer, führte ihn über die Emmenbrücke nach Alchenflüh und stellte ihn dort in eine Remise. Das Knarren des Thores beim Schließen der Scheune erweckte den Schläfer, er fuhr auf und machte Lärm. Verwundert sah man ihn an, aber da gab's jetzt keine weiteren Rosse zum Anspann an die alte Kalesche, und so gelangte er gleichfalls erst am andern Morgen nach Bern.

Feierlich und vom Jubel des Volkes begrüßt, begannen die neuen Rätthe ihr Amt, doch schon in den ersten Sitzungen kam die alte internationale Frage der Neutralität wieder aufgetaucht. Oesterreich und Piemont standen sich feindlich entgegen; eine Menge italienischer Flüchtlinge trieb sich im Kanton Tessin herum und beunruhigte von da aus die Lombardei. Auch der Unwille Tessins gegen Oesterreich war groß und gerechtfertigt; auf einen Schlag waren alle in

der Lombardei niedergelassenen oder in Arbeit gestandnen Tessiner dorten erbarmungslos ausgewiesen worden. Oesterreich beschwerte sich bei uns, Italien verlangte unsre Unterstützung. Sollte nun eine der beiden Parteien direct oder indirect unterstützt werden? Der Vorort hatte Beides verneint, Truppen nach Tessin geschickt, die Flüchtlinge eingegrenzt oder fortgeschafft; diese Verfügung billigte die Bundesversammlung, unsre kriegerische Partei blieb in großer Minderheit und mußte zurückkehren zur Realpolitik.

Während die übrigen Organisationsarbeiten ihren ruhigen Gang nahmen, erkannte ich bald, daß mir die Wahl in den Bundesrath bevorstehe, und am 16. Wintermonat erfolgte sie wirklich. Die sieben Mitglieder waren der Reihe nach: Dr. Furrer, Ochsenbein, Drüey, Munzinger, Franscini, ich und Näff. Bern wurde bleibender Bundesfötz. Fackelzug und Serenade folgten. Beim Großen und Kleinen Rath des Aargau's bat ich um Entlassung aus beiden Behörden; mit meinem dem Bundesrathe eingereichten Schlußberichte des Kriegsrathes hatten auch die Functionen des letzteren ihr Ende. So war ich nunmehr nur noch einfaches Mitglied des schweiz. Bundesrathes, mit Amtsfötz in Bern.

Bis hieher hatte mich mein Degen geführt. Sollte nunmehr das Glück von mir weichen, nachdem ich den Talisman aus der Hand gab? Eitler Zweifel! wer will sich nicht in Gottes Hand wissen? In seine Hand legte ich getrost meine Zukunft, hoffend, auch mir werde, nach dem Kriegslärm und den Lebensstürmen, die Palme des Friedens erblühen.
